Grabbes Werke

in der zeitgenössischen Kritik

* * *

L 363 (+3+2)EX

Grabbes Werke

in der zeitgenössischen Kritik

Im Auftrage der Grabbe-Gesellschaft herausgegeben

von

ALFRED BERGMANN

Dritter Band

Detmold 1961

Grabbes Werke

in der zeitgenössischen Kritik

Im Auftrage der Grabbe-Gesellschaft herausgegeben

von

ALFRED BERGMANN

Dritter Band

I. Kaiser Friedrich Barbarossa. Eine Tragödie in fünf Akten. Frankfurt am Main, Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung. G. F. Kettembeil. 1829. (Die Hohenstaufen. Ein Cyclus von Tragödien. Erster Band.)

II. Kaiser Heinrich der Sechste. Eine Tragödie in fünf Akten. Frankfurt am Main, Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung. G. F. Kettembeil. 1830. (Die Hohenstaufen. Ein Cyclus von Tragödien. Zweiter Band.)

III. Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen. Frankfurt am Main, Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung. G. F. Kettembeil. 1831.

Detmold 1961


00781078

L 363 – 3+1 Ex.

Lipp. Landesbibliothek Detmold

H 1963/66

INHALT

I. Kaiser Friedrich Barbarossa

1. Karl Immermann in einem Briefe an seinen Bruder Ferdinand. 1829 7
2. Eduard von Bauernfeld in den „Kritischen Bemerkungen zu seiner dramatischen Lektüre". 1829 7
3. Der Sprecher oder Rheinisch-Westphälischer Anzeiger 1829. (H. F.) . . . . . 8—16
4. Derselbe. 1829. (T. P.) . . . . . 17—24
5. Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften. 1829. (Karl August Böttiger) . . . . . 24—27
6. Das Sonntagsblatt. 1829. (Leopold v. Hohenhausen) . . . 27—34
7. Berliner Conversationsblatt. 1829. (f.) . . . . . 34—39
8. Allgemeine Unterhaltungs-Blätter. 1830. . . . . 39—42
9. Der Gesellschafter. 1830. (Dr. Schiff) . . . . . 42—47
10. Literarische Beilage zu Streit's Schles. Provinzial-Blättern. 1830. 48
11. Mitternachtzeitung für gebildete Stände. 1830. . . . . 49—50
12. Literatur-Blatt zum Morgenblatte. 1830. (Wolfgang Menzel) 51—55
13. Blätter für literarische Unterhaltung. 1830. (Wilhelm Neumann) . . . . . 56—65
14. Literarische Zeitung. 1836. (Eduard Meyen) . . . . . 66—67

II. Don Juan und Faust und Kaiser Friedrich Barbarossa

Friedrich von Gentz in einem Briefe an Josef Anton Edlen von Pilar. 1830 . . . . . 67—68

III. Kaiser Friedrich Barbarossa und Herzog Theodor von Gothland

Mitternachtzeitung für gebildete Stände. 1830. (W.) . . . . . 68—69

IV. Kaiser Heinrich der Sechste

1. Karl Immermann in einem Briefe an Michael Beer. 1830 . . 70
2. Das Sonntagsblatt. 1830. (Elise v. Hohenhausen) . . . . . 70—76
3. Literaturblatt. Beilage zum Kometen. 1830. 77
4. Literarische Beilage zu Streit's Schles. Provinzial-Blättern. 1831 . . . . . 78—81
5. Mitternachtzeitung für gebildete Stände. 1831. . . . . 81—86

6. Blätter für literarische Unterhaltung. 1831. (Arnold Ruge) . . 86—96
7. Literatur-Blatt zum Morgenblatte. 1832. . . . . 97—101
8. Eduard Duller in „Grabbe's Leben". 1838 101

V. Kaiser Friedrich Barbarossa und Kaiser Heinrich der Sechste
Literarische Zeitung. 1837. (Eduard Meyen) . . . . . 102—104

VI. Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich der Sechste und Marius und Sulla
Christian Hermann Weiße in seinem „System der Aesthetik".
1830 104

VII. Napoleon oder die hundert Tage
1. Karl Immermann in einem Briefe an Michael Beer. 1831 . . 104
2. Blätter für literarische Unterhaltung. 1831. (Arnold Ruge) . 105—111
3. Zeitspiegel. 1831. (Wilhelm v. Chézy) . . . . . 111—115
4. Der Freimüthige. 1831. (Dr. Schiff) . . . . . 115—123
5. Literatur-Blatt zum Morgenblatte. 1831. . . . . 124—131
6. Der Komet. 1831. (—d.) . . . . . 131—138
7. Forum der Journal-Literatur. 1831 . . . . . 138—140
8. Das Sonntagsblatt. 1831. (Elise v. Hohenhausen) . . . . . 140—142
9. Mitternachtzeitung für gebildete Stände. 1831. (X—y.) . . 142—145
10. Unser Planet. 1832. (E.) 145
11. Karl Immermann in der Vorrede zum ersten Bande seiner „Schriften". 1835 145
12. Zeitung für die elegante Welt. 1836. (Ferdinand Gustav Kühne) . . . . . 146—147
13. Friedrich Hebbel in seinem Tagebuche. 1837 . . . . . 147—148
14. Alexandre Dumas im Gespräche mit Alexander Weill. 1838 148
15. Hallische Jahrbücher. 1839. (Eduard Meyen) 149
16. Dieselben. 1840 150
17. Friedrich Hebbel in seinem Tagebuche. 1853 151
18. Karl Gutzkow in den „Rückblicken auf mein Leben". 1875. 151—152

VIII. Don Juan und Faust, Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich der Sechste und Napoleon oder die hundert Tage
1. The Foreign Quarterly Review. 1831 . . . . . 153—160
2. Magazin für die Literatur des Auslandes. 1832 . . . . . 160—161

I.

Kaiser Friedrich Barbarossa

1.

Karl Immermann.

In einem Briefe an seinen Bruder Ferdinand[1].

Düsseldorf 17 August 1829.

[...]

Grabbe, der Unaufhaltsame, hat „Kaiser Friedrich Barbarossa" herausgegeben und kündigt, wenn ich nicht irre, noch 8 Hohenstaufen an. Nun werden gar die alten schwäbischen Kaiser bei uns Mode, in jedem Winkel sitzt ein Jüngling und macht Ghibellinen — wir sind doch wirklich ein Gottverlaßenes Volk, Alles, das Größte und Erhabenste wird bei uns gleich zu einer Narrheit. Im Grabbeschen Rothbart habe ich einzelne Schönheiten gefunden, das Ganze halte ich für dummes Zeug. Es ist schlimm, wenn die ganze Forçe eines Menschen in der Hyperbel besteht — diese Farbe ist bald ausgespielt. Der Barbarossa ist vernünftiger, als die früheren Sachen, aber großen Theils auch ganz nüchtern.

2.

Eduard von Bauernfeld.

Kritische Bemerkungen zu seiner dramatischen Lektüre[2].

August 1829.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Tragödie von Grabbe als Eingang zu: Die Hohenstaufen, ein Cyclus von Tragödien. Schreyvogel lieh mir's, nachdem er vorher weidlich darüber losgezogen. Er hat nicht ganz Unrecht, das Stück ist keck und unkünstlerisch mit politischen Tendenzen, Verkennung der Geschichte; das Verhältniß des Barbarossa zu Heinrich dem Löwen ist läppisch. Nicht die geringste dramatische Anordnung oder Einsicht. Faust ist weit besser[3]. Shakespeare's Einwirkung ist zu sichtbar.

---

[1] Nach dem Original in der Landesbibliothek zu Weimar.

[2] Kritische Bemerkungen Bauernfelds. Mitgeteilt von Karl Glossy. (In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Jg. 13. Wien 1903. S. 277—337.) S. 330.

[3] Vgl. Bd. 2, S. 65, unter Nr. 12.

3.

Der Sprecher oder Rheinisch-Westphälischer Anzeiger. Herausgegeben von Dr. H. Schulz. Zwei und fünfzigster Band. Jahrgang 1829. Zweite August-Hälfte. Hamm Schulzische Buch- und Musikalienhandlung. Nr. 68. Mittwoch den 26. August. Sp. 313—24.

Vaterländische Literatur.

Über Kaiser Friedrich Barbarossa, eine Tragödie von Grabbe. (Aus einem Briefe an den Herausgeber.)

Sie haben die Güte gehabt, mir den Erstling von Grabbe's Tragödien-Cyklus der Hohenstaufen mitzutheilen, und wollen meine Meinung über diese neueste Gabe unsers trefflichen Dichters hören. Was die Dichtung im Ganzen betrifft, so trage ich kein Bedenken, zu gestehen, daß sie mich so wenig, als Immermann's »Friedrich II.«, befriedigt hat. Beide Dichtungen lassen mich beinahe glauben, daß Sie Recht hatten, als Sie einst, da unser Gespräch auf das Zeitalter der Hohenstaufen kam, die Behauptung aussprachen: die Helden und Großthaten jener Zeit seien zu gewaltig, die widerstreitenden Ansichten und Plane des Kaiserthums und der Hierarchie zu ausschweifend, das Leben des Ritterthums und der immer mächtiger emporblühenden Städte zu glanzvoll und zu unruhig gewesen, als daß eines Dichters Geist es vermöchte, jenen unermeßlichen Reichthum der Geschichte in den engen Rahmen eines epischen oder dramatischen Ge-[Sp. 1314]mäldes zu fassen. Ich war damals ungläubiger, als jetzt, wo ich das, was zwei ausgezeichnete Dichtertalente bereits geleistet, mit der historischen Darstellung Friedrich's von Raumer zusammenhalten kann. Da kommt es mir nun selbst so vor, als ob die in der schöpferischen und thatenvollen Zeit der schwäbischen Kaiser liegende Poesie den Dramatiker, und sei noch so sehr die Gunst Melpomene's mit ihm, überwältige und durch des Gegenstandes Größe seine Kunst in Verlegenheit setze. Doch lassen wir das Allgemeine, und betrachten, was Grabbe in seinem »Friedrich Barbarossa« im Einzelnen geleistet. Daß dieses ruhmwürdig sei, war vorauszusehen, und ich kann mich nicht enthalten, Sie auf folgende Stellen des Gedichts als solche aufmerksam zu machen, worin des Dichters schöpferischer Gedanke uns in kühner, kraftvoller Darstellung oder auch in bedeutenden und sinnigen Beziehungen entgegentritt.

Vortrefflich wird das Verhältniß, worin Heinrich der Löwe zu dem Kaiser steht, von jenem S. 29 in einem Monologe also ausgesprochen:

„Das nimmt kein Ende! Grundlos dämmert es
In seinem Auge, nie wird es gesättigt!
Hoch über Mailands Trümmer, Roma's Kuppeln weg,
[Sp. 1315] Bis zu des Ätna Flammenhöh'n, bis zu
Den Pyramiden und Jerusalem
Schweift schon sein Blick, — und ich, der Löwe, soll
Als Hund ihn stets begleiten? Ward
Ich nicht zu groß dazu?
Ich ward's.
Halb Deutschland,
Der starke Baier, der gigant'sche Sachse,
Folgt meinem Ruf! Der Wend' und Pole schaudern
Bei meines Namens Schall. Weithin am Nordmeer
Und an der Ostsee dehnt mein Reich sich aus,
Und als mein Thor verschließt, wenn ich's gebiete,
Den stürm'schen Belt der Dänenkönig —
— Dort muß ich herrschen, Fürst des Nordens, und
Dadurch vielleicht der Welt! — Doch hier im Süden
Für Friedrich meiner Völker Blut vergeuden —
Ohnmächtig macht es mich, den Kaiser macht's
Nicht größer — Rom erdrücken, heißt den Mond
Vom Himmel reißen wollen!
Seh' ich's endlich?
Und strahlt er wieder wild in Mitternacht,
Der Stern der Welfen? — — — Er ist ein anderer,
Als der von Waiblingen! Sie stiegen beide
In fabelhafter Vorzeit Dämmerung
Mit wundervollem Glanz aus Deutschlands Boden,
Und stiegen immerdar, Jahrhunderte
Hindurch, bis zu des Äthers letzten Gipfeln,
Ein zweites Paar der Dioskuren —
— Nun nahen sie im Scheitelpunkt zusammen,
Und Einer muß sich beugen, oder muß
Erlöschen, oder beide müssen sich
Zerstören! —"

Schön und historisch treu spricht sich dagegen S. 57 Friedrich's unbedingtes Vertrauen zu dem von ihm mit Zeichen der kaiserlichen Gunst und persönlichen Zuneigung überhäuften Sachsenherzoge aus:

Kaiser Friedrich.
„Nie werd' ich
Den Tag vergessen, wo in Rom die Leibwacht
In ihrem Blute um mich lag, mit ihm
Mich edler schmückte, als der Purpur des Augustus, —
Wo schon mein Arm ermattet sank zu Boden,
Und, wie erregter Sand, des Volkes Menge

Herandrang, mich zu überschütten —
Da, Löwe, Freund, den ich umfasse, hört'
[Sp. 1316] Ich plötzlich deiner Stimme Donner, und
Vernahm in ihr des Helfers Nah'n — es schwoll
Die Brust mir auf, wie bei Gewittergüssen
Im dürren Sommer alle Ströme wieder
Aufschwellen, — gleich Gazellen wich der Pöbel
Vor deiner Stärke auseinander, und ich war
Gerettet!
Zweifeln an dem Muth und an
Der Treue meines Retters? Eher
Am Licht des Tages!"

Und wen muß es nicht tief ergreifen, wenn kurz vor dem Kampfe gegen die aufrührerischen Lombarden der Kaiser sein Verlangen nach dem Freunde, den wir schon abtrünnig wissen, also äußert:

„Mich faßt ein unaussprechlich Sehnen nach
Dem Löwen! Niemals noch kämpft' ich mit Lust,
Wo ich ihn nicht zu meiner Seite wußte!"

Unvergleichlich schön und geschichtlich treu (vergl. v. Raumer's Gesch. der Hohenstaufen II. S. 242) ist die nun folgende Scene gehalten, worin Heinrich der Löwe dem Kaiser seinen Abfall erklärt. Nur einige Fragmente daraus:

Kaiser Friedrich.
„Als Mächtigster der Fürsten,
Ward ich Vorfechter von Europa — Was wir
Bekriegen, ist die Anmaßung der Kirche!
Und da der Papst die Lombardei als Bollwerk
Des Vatikanes mir entgegenthürmt,
So ist zuerst das Bollwerk zu zerstören,
Bevor ich selbst mit diesem ehrnen Handschuh
Ihn fasse an der Brust! Und geh'n Millionen
In diesem Kampf' um Geistesfreiheit unter —
Sie konnten nimmer schöner fallen, und
Ich sehe schon den Phönix, welcher sich
Aus ihrer Asche riesengroß, die Welt
Mit seines Fittigs Glanz vom Aufgang bis
Zum Niedergang durchblitzend, wird erheben!"

Heinrich der Löwe.
„Ich hör's: das Beste ist, daß wir uns fliehen!
— Der Welfe strebt so kühn als der Waiblinger;
[Sp. 1317] Doch nicht kämpft er um eitlen Wahn, der schon
Von selbst verfliegen wird. Er hofft am Nordpol
Noch einst die Zeichen seines Hauses aufzupflanzen,
Als ew'ges Denkmal, daß er ward der Herr
Des Nordens und ihn bindet wie sein Eis!

Er hofft, daß unter seiner Schiffe Lasten
Dereinst noch alle Meere seufzen, während
Auf den Verdecken seine Völker jubeln!
— Leb' wohl!"

und jetzt der erschütternde Kniefall des von keiner Gewalt gebeugten kaiserlichen Helden:

Kaiser Friedrich.
„O, nichts, nichts auf der Welt, was ich
In diesem Augenblick nicht opferte —
— — Zu deinen Füßen stürzt der Kaiser, faßt
Die Knie dir — sein Aug' wird trübe — und er fleht:
Entweiche nicht von ihm in dieser Stunde
Der Noth!"

Heinrich der Löwe.
„Entsetzlich! — Auf! Empor! Empor!
Empor!"

Jordanus Truchseß.
„Herzog, die Krone, die du jetzt
Zu deinem Fuß siehst, schmückt dir bald die Stirn!"

Albrecht von Roden.
„Truchseß! Truchseß! ich fürchte sehr, sie wächst
Ihm über's Haupt!"

Heinrich der Löwe.
„Wie toben in der Brust
Der Schmerz mir und der Stolz! — Hier liegt vergolten
All was die Welfen litten!
— Kaiser, auf!
Ich bitte dich — Vergebens hast du dich erniedrigt!
Es schmerzt mich — doch du hättest wissen sollen,
Daß ich entschlossen bin, und nicht das Wanken
Der Welt mich im Entschlusse beugt!"

Beatrice.
„Gemahl
Und lieber Herr! — Verzeih', mir bebt die Stimme! —
Steh' auf! Gott wird dir seine Hülfe leihen,
Gedenkst du einst an diesen Tag!"

[Sp. 1318] Höchst lobenswerth erscheint hierbei die Besonnenheit und Mäßigung des Dichters, der den in jenen denkwürdigen Augenblicken wirklich gesprochenen Worten keine erdichtete, die so leicht in lange, emphatische Reden ausarten, unterschiebt. Was könnte auch lebendiger ergreifen, als der würdevolle Unwillen der milden Kaiserin in jenen wenigen Worten? Wenn aber hier der Verrath des befreundeten Reichsfürsten uns beugt, so weiß der Dichter uns bald durch die Anhäng-

lichkeit der übrigen deutschen Großen wieder aufzurichten, unter denen hier der Burggraf von Hohenzollern, der Ahnherr des hohen preußischen Königshauses, hervorragt. Mit prophetischem Geiste redet zu ihm

Kaiser Friedrich.

„Tritt du jetzt
An meines Löwen Stelle! Schon dein Name
Erinnert mich an meinen, und der Burg
Der Hohenstaufen liegt im Schwabenland
Die Burg der Hohenzollern gegenüber!
Gewitterwolken zieh'n oft über beide,
Doch keine beugt davor die Scheitel, und
Noch wen'ger die Bewohner! — Oft wenn ich
Von meines Schlosses Zinnen dich, o Nachbar,
Und deine Burg erblickte, wenn ich dann
An dich gedachte, deiner Ahnen Thaten,
An euren Namen, fiel prophetisch es
Mir ein: gewiß, daß einst, wenn Hohenstaufen
In dieses finsteren Zeitalters Kämpfen
Zu Trümmern sank, der Hohenzollern sich
Bei heller'n Sonnen wird erheben, das
Vollendend, was mein Haus begonnen, kühn
Der Welt den Schild vorhaltend, welcher gleich
Dem Himmel glänzt und tönet, von
Der Macht, der Wahrheit und der Freiheit Blitz und Donner! —
— Ich ahn's, daß andre Friedriche mich einst
Ersetzen, sei's aus meinem Hause, sei's
Aus eurem! Hoch heißt unsrer Namen
Vorsylbe, hoch, dem Schicksal Stirne bietend,
Laß uns dem Feind begegnen! — Laß du uns
Nicht niedriger als unsre Namen sein!"

[Sp. 1319] Höchst würdig schildert der Anfang des dritten Akts uns die dritte Hauptperson des welthistorischen Dramas, den Papst Alexander und seinen hellen und tiefen Blick.

Papst Alexander.

„Es flammt
Ein eigner Geist durch das gewaltige
Geschlecht der Hohenstaufen. Wie ein Waldbrand,
Unendlich, unauslöschlich weiter brennend,
Zuckt er durch sie von Kind zu Kindes Kindern!
— Deutlich erkenn' ich ihn: sie ringen mit
Der Zeit, vertreten künftige Jahrhunderte,
Obgleich sie es vielleicht nur dunkel ahnen!
Zu eng, zu schlecht scheint ihrem Stolz
Die Gegenwart: der Lehensmannen Größe,
Der Kirche Macht beschränkt sie — gern vertilgten
Sie beides, und sie wissen nicht, daß, wenn

In diesen trüben Zeiten nicht die Kraft
Der Kraft entgegenstände, nicht die Kirche
Den Trotz der Fürsten und der Ritter zähmte,
Grad' der Waiblinger, der ein Gott sich dünkt,
Die schwache Welt noch mehr tyrannisirte,
Als Roms Tibere!"

und nachher, bei dem Friedensvorschlage:

„Ewig
Wird dieser Frieden nicht besteh'n. Viel Spielraum
Gewährt er beiden Theilen, und es kommt
Nur darauf an, wer ihn am meisten nutzt, —
— Ich bill'ge ihn — Ihr seid entlassen.
(Erzbischof von Mainz und Gherardo ab.)
Erblich
Scheint zwar der Geist der Hohenstaufen, aber
Noch erblicher ist doch der Geist der Republiken
Und der Verbrüderungen! Venedig hier,
Mein Rom, das Papstthum selbst bezeugen es.
Das stolze Haus der Hohenstaufen, voll
Von wilden Kaiserstirnen, wird
Verschwinden wie der Sturm, der wegfuhr über
Das Meer! Jedoch Lombardiens Städte blüh'n
Nach allen diesen Kriegen auf, wie Rosen
Nach Frühlingswettern!"

Ich eile jetzt dem Ende zu, wo der Dichter den geschlagenen und schwerverwundeten Heinrich am Strande der Nordsee, begleitet von seiner Gemahlin, der englischen Königstochter, uns [Sp. 1320] zeigt. Vom Schmerz über die Gegenwart gebeugt, sucht der Verbannte Trost in den Bildern zukünftiger Zeiten, die vor seinem Auge auftauchen:

Heinrich der Löwe.
„Nach England denn!
Fahr' ewig wohl, du deutsche, theure Küste!
Die Woge spült auf einem schwachen Kahn
Der Welfen Letzten fort, wie eine Muschel!"

Mathildis.
„Nicht ewig Lebewohl dem Vaterlande,
Und nicht der Welfen Letzter!"

Heinrich der Löwe.
„Du erröthest?"

Mathildis.
„Weg, falsche Scham, wenn ich den Herzog kann
Erfreu'n! —
(Leise:)
Heinrich, ich fühle, unter'm Herzen
Lebt's mir. — —"

Heinrich der Löwe.

„— — Ha, das ist Gottes Wink! — Mein Geschlecht
soll nicht verderben — es verdient's
Auch nicht! Es strebte all zu groß! So weit
Die Erde sich, die Meere, dehnen, wollt'
Es herrschen, und es wird's! —

(Er küßt Mathildis auf die Stirn; dann in wilder Freude aufblickend und sich über die Felsen des Strandes beugend:)

— — Was seh ich? — Wolken
Zerflattern! Tosend springen auf die Thore
Der Zukunft! Freud'ger Wahnsinn, Weib, umzuckt mich,
Oder ist's Wahrheit?
Ha! der öde Ocean
Wird weit und weiter und erfüllt sich — Wälder
Von nord'schen Masten, statt des Laub's umrauscht
Von stolz geschwoll'nen Segeln, fliegen hin
Auf ihm — Die Windsbraut schadet nicht — Sie buhlt
Mit ihnen! — — Und der Wellen Rücken brechen
Wie Glas, so wie die Schiffe nah'n! — Sind's Schiffe?
[Sp. 1321] Sind's schwimmende Vulkane? — Feinde kommen!
Doch Lava strömt aus allen Schlünden,
Und Donner brüllen hinterdrein! — Die Gegner
Versinken! — — — Und in Siegesruhe wiegen
Sich wieder auf der See die Flotten, und das Wappen
Der Welfen flagget hoch an ihren Bäumen,
Den Sceptern aller Meere!"

Sie werden gern mit mir übereinstimmen, daß in den ausgezogenen Stellen seines Werks der Dichter seine schon sonst bewiesene Meisterschaft wieder auf's Erfreulichste beurkundet, und hätte ich ihn vor mir, so müßte ich ihm die Hand drücken voll herzlichen Danks für so herrliche Gabe. Aber der hinkende Bote des kritischen Urtheils bleibt nicht aus und versalzt mir den schönen Eindruck der Dichtung durch folgende Glossen und Fragen:

Warum hat sich der Dichter nicht noch treuer an die Geschichte gehalten? Ist sie etwa an sich noch nicht poetisch genug? Oder gewinnt sie bei seinen Änderungen? Warum muß Otto von Wittelsbach, der 1180 das Herzogthum Baiern zum Lehn empfängt, bei unserm Dichter schon 1176 bei Legnano fallen? Erhielt der Graf von der Lippe, welcher Haldensleben so geschickt gegen Heinrich's Feinde vertheidigte, wirklich einen Antheil von dessen Landen zum Lohne, als dieser geächtet sie verlassen mußte?

Bei der Vorladung der unmittelbaren Lehensträger des Reichs auf den ronkalischen Feldern ist, der Geschichte entgegen, Heinrich der Löwe an-

wesend, was sich für die Entwickelung des Dramas nicht als unumgänglich nöthig erweis't, da er ja ohnehin bald mit dem Kaiser zusammenkommt. Doch ist diese Freiheit des Dichters wohl zu rechtfertigen, und bei Weitem eher, als die, daß er den Herzog (im 5ten Akte) vom Kaiser in offener Schlacht an der Weser bekämpfen läßt, während die Länder der Elbe Schauplatz des Krieges waren, und das Schicksal des [Sp. 1322] Löwen in der Wirklichkeit einen ganz andern Weg zum Ziele seiner Ächtung und Fahrt nach England nahm, als hier im Gedichte.

Der, die früherhin dem Kaiser angethane Schmach versöhnende Fußfall Heinrich's auf dem Reichstage zu Erfurt findet bei unserm Dichter einen wenig genügenden Ersatz in dem persönlichen Gefechte beider Helden und der Besiegung des Herzogs. Dieses Gefecht ist der Kulminationspunkt der Verwirrung von Gefühlen der Eifersucht und fast leidenschaftlichen Zuneigung beider Kämpfenden, die einander mit Thränen in die Arme stürzen, sich durch schöne Erinnerungen ihrer Jugendtage rühren und dann einander mit dem Schwerte anfallen. Es ist verwünscht, daß mir der Zweikampf auf dem Korso in Hoffmann's »Brambilla« bei dieser Scene gar nicht aus dem Kopfe will. Überhaupt ist mir jener Zwiespalt der Gesinnung, zumal bei Heinrich dem Löwen, so geschroben und widernatürlich vorgekommen, daß ich, trotz aller Mühe, mich durch meine Einbildungskraft zu jener überschwenglichen Größe, welche den geliebten Jugendfreund ohne Haß vertilgen will, um sich selbst über seinem Sturze zu erheben, nicht habe hinaufschwingen können. Die Geschichte stellt uns den Charakter des Löwen viel begreiflicher, nämlich selbstsüchtig ohne jene überspannten Gefühle der Freundschaft dar, und so ist er mir viel lieber, als mit dieser poetischen Zuthat. Nach dieser wesentlichen Bemerkung noch eine unerheblichere. Die Truppenmassen intoniren in dem Drama fast durchgängig chorartig, und zwar durch Wiederholung der so eben von einem Einzelnen gesprochenen Worte. Ist das wahrscheinlich und immer angemessen? Nur dieses eine Beispiel von S. 166:

Jordanus Truchseß.

„Zum Teufel
Der Wein von Würzburg und zum Teufel
[Sp. 1323] Der Kaiser! Seine Herrlichkeit zu Scherben
Wie diese Flasche!“
(Er zerschmettert die Flasche Wein am Boden.)

Das Sachsenheer.
(von allen Bergen und aus allen Thälern:)
„Seine Herrlichkeit
Zu Scherben, wie die Flasche!“

Auch das Bild von der M ü c k e und Sonne (S. 52) im Munde des kaiserlichen Paares gehört zu meinen kleinen Ausstellungen. Damit ich aber nicht mit diesen schließen und gegen mein Wünschen und Hoffen Ihre gute Meinung von dem gediegenen Werthe der herrlichen Dichtung schmälern möge, lenke ich zum Schlusse noch Ihr Augenmerk auf die köstlich gezeichnete Figur des priesterlichen Kriegers Hermann, Grafen von Buch und Erzbischofs von Mainz, der dem Kaiser in seiner Bedrängniß mit reicher Beute und tüchtigen Kriegsleuten zu Hülfe kommt. Hier ist das Geheimniß seiner Strategie:

E r z b i s c h o f v o n M a i n z.

„Du denkst zu viel
An's Hohe, Überirdische — und schätzest
Das G e l d nicht! — Geld, mein Kaiser! Hattest
Du Geld, so konntest du des Leuen lachen,
Denn hunderttausend Söldner waren dein,
Um ihn und die Lombarden zu bestrafen. —
— Ich mach' es anders — Sieh' nur meine Leute:
Mit Gold beladen sind sie wie Kameele —
Und du sollst seh'n, sie fechten wunderbar!
Sie wissen auch w a r u m! Ihr Leben ist
Was w e r t h! R e i c h sind sie! Werden sie g e f a n g e n,
So werden sie g e p l ü n d e r t! O die zeigen
Die Zähne! —"

Wären doch unsere deutschen Tragödien überhaupt reicher an solchem ä c h t e n Humor, der dem Ernste der verhängnißvollen Begebenheiten, den Zuschauer erquickend und das Interesse belebend, ein wohlthätiges Gegengewicht verleiht! — Da fällt mir noch ein, daß der Dichter die Vollendung seiner Tragödie: M a r i u s u n d S u l l a, deren F r a g m e n t schon ein riesenhaftes Werk [Sp. 1324] ist, von dem Wunsche des Publikums will abhängen lassen. Ist das sein Ernst oder will er sich über das Publikum lustig machen? Ich hoffe, daß sein Genius, unbekümmert um den Beifall der Menge, ihn auch dieses — in ungeheuren Umrissen angelegte — Gemälde wird in seinen Einzelheiten zu Ende bringen lassen, damit wir ihn in der vollendeten Zeichnung des Alterthums wie in dem des Mittelalters bewundern können. — — —

M. H. F.

Der Sprecher oder Rheinisch-Westphälischer Anzeiger. Herausgegeben von Dr. H. Schulz. Zwei und fünfzigster Band. Jahrgang 1829. Erste September-Hälfte. Hamm, Schulzische Buch- und Musikalienhandlung. Nr. 71. Sonnabend den 5. September. Sp. 1377—82.

Vaterländische Literatur.

Die Hohenstaufen. Ein Cyklus von Tragödien von Grabbe. 1ster Band: Kaiser Friedrich Barbarossa, in fünf Akten.

Die Vereinigung des Historischen mit dem Dramatischen ist eine Klippe, an der auch diese Tragödie Schiffbruch gelitten.

Die glückliche und geniale Idee des Hrn. Grabbe, den nördlichen und südlichen Faust in ein Ganzes zu verschmelzen, mußte dem Dichter allerdings leichter werden, als einfache geschichtliche Data und Personen der Poesie anzupassen; dort durfte er bloß mit dem gegebenen Pfunde wuchern, hier sollte er sich dieses Pfund erst erwerben; so wenig er berechtigt ist, in historischen Dramen die Poesie vollständig von dem geschichtlichen Hauptgegenstande zu lösen und ganz unabhängig von demselben hinzustellen, eben so wenig darf die Poesie in den Fesseln der Geschichte schmachten, wie hier der Fall. Um Geschichte zu lernen, bedürfen wir der poetischen Einkleidung nicht; dazu reicht v. Raumer vollkommen hin; will uns der Dichter von den Höhen der Poesie geschichtliche Heroen zeigen, muß er sich und uns nicht Bleigewichte an die Füße hängen, auf daß wir jene er-[Sp. 1378]steigen können, heiter und frei, ungestört und ungehemmt.

Wir kommen beinahe in die Versuchung, zu vermuthen, daß Hr. Grabbe, — dem hohes poetisches Talent nicht abgesprochen werden kann, und hätte er nichts mehr geschrieben, als seinen Don Juan und Faust, — den Schatz seiner Poesie nur theilweise geöffnet habe für dieses Drama, um das Übrige für die folgenden Stücke des versprochenen Cyklus zu bewahren — ist er aber ein wahrer Dichter, und sprudelt diesem immer, ewig und neu die himmlische Quelle, so ist die Vermuthung sicher nicht am rechten Orte, wie die Zukunft, wann er sich vertrauter mit seiner Aufgabe gemacht haben wird, lehren kann.

Die Kürze des Raumes erlaubt uns nicht, alles Einzelne dieses Stückes zu verfolgen. Daher nur so viel:

Es treten die große Anzahl von vier und dreißig Personen, nebst Herolden, Boten, Truppen und anderen Nebenpersonen auf.

Wir werden im ersten Akte in die Trümmer des zerstörten Mailands versetzt, dessen Zerstörung der Dichter 7 Jahre später, als sie wirklich vorfiel, angibt; warum diesen zwecklosen Anachro-[Sp. 1379]nismus, bei sonstigem so ängstlichem Festhalten an geschichtliche Einzelheiten? Konnten hier nicht die vollen vierzehn Jahre, die zwischen Mailands Zerstörung (1162) und der Schlacht von Legnano (1176) liegen, beibehalten werden? Sollte vielleicht dadurch die Nachahmungsscene aus der karthagischen Geschichte, wie Hamilkar seinen 9jährigen Sohn Hannibal ewigen Haß gegen die Römer schwören läßt, bedingt werden?

Zuerst treten auf Galdino und Alberto, adelige mailändische Jünglinge, nachherige Führer der Schaar des Todes; sie werden in ihrer patriotischen Unterhaltung durch den donnernden Lobgesang des heiligen Ambrosius und der gleichzeitigen Ankunft einer zahllosen (?) Menge Mailänder in Waffen, Frauen, Kinder, Jungfrauen ꝛc. unterbrochen.

Kardinal Ugolini ist, der Gesinnung, aber nicht dem politischen Werthe nach, ein Seitenstück zu dem Immermann'schen Octavian Ubaldini; die gleißnerische Kirche spricht aus ihm.

Die versammelten Mailänder dürsten nach Rache gegen den Kaiser wegen ihrer zerstörten Stadt, als ein Bote die Nachricht von der schnellen und stürmischen Ankunft des Hohenstaufen in Italien überbringt, unter anderen Worten diese:

„Die ... Pferde (Rosse)
Vom Elbstrom trinken schon den Po."

Trefflich ist ebenfalls die Anrede Gherardo's, Konsuls von Mailand, an die Bürger:

„Ein geringer Laut erweckt
Auf hohen Alpen die Lauwinen, — so
Auch mochte unser Schrei um Recht, zu frech
An Thrones Höh' des Hohenstaufen klingen, —
Und auf uns fiel sein Zorn."

Die Handlung der zweiten Scene geht im deutschen Lager auf den ronkalischen Gefilden vor sich, und wird durch einen an Wallenstein's Lager erinnernden und sehr gelungenen Dialog einiger Lanzenknechte eröffnet, des-[Sp. 1380]sen Inhalt jedoch etwas zu provinziell scheint, und somit auch etwas zu einseitig den westphälischen Schinken einen zu großen Werth beilegt, obgleich deren Vorzüge übrigens in allen anderen Umständen von uns nicht verkannt werden; es möchte dieser Schinkendialog der Kapuzinerpredigt die Spitze bieten.

Monolog Heinrich's des Löwen, als Ausdruck des Widerstreites seines Innern, seines Stolzes, gegen den geachteten fürstlichen Freund als Feind aufzutreten; er,

„Der Löwe will nicht fortan
Als Hund dem Kaiser folgen."

Der Kaiser mit Gefolge. Der Reichsherold ruft die unmittelbaren Lehnsträger des Reiches auf.

Die Lombarden und Mailänder, vor Gericht gefordert, erscheinen zu spät, mit ihnen der Kardinal; jene werden hingerichtet, dieser sucht dem Kaiser begreiflich zu machen, daß er der Mond, der Papst aber die Sonne sei u. s. w.

Die romantischer Liebe ergebene Kaiserin Beatrice entfernt sich, als ein Eilbote die Nachricht von der Größe des bei Legnano verschanzten lombardischen Heeres bringt, welche den Kaiser zum schnellsten Aufbruch mahnt; endlich macht der Kardinal bei Heinrich dem Löwen Versuche, ihn zur Trennung von jenem zu vermögen.

Die erste Scene des zweiten Aktes zeigt uns die Heerstraße nach Legnano; Heinrich der Löwe, mit seinen Truppen auf dem Marsche, beschließt den Abfall vom Kaiser, der seiner Warnung vor einer Schlacht mit den Lombarden kein Gehör gegeben hatte; er beruft seine Feldherren, theilt ihnen seinen Plan mit und läßt die widerstrebenden Baiergrafen in Ketten werfen, dann eilt er selbst dem Kaiser nach, um ihm (in der zweiten Scene) seinen Entschluß persönlich kund zu thun. Fußfall des Kaisers vor ihm, um Änderung seines Sinnes; nachherige Rüstung zum Kampfe der Welfen gegen die Waiblin-[Sp. 1381]ger, der indessen nicht zum Ausbruche kommt, da das Lombardenheer im Anzuge begriffen ist; die Kaiserin wirft sich zwischen die fürstlichen Kämpfer. Die Ankunft des Erzbischofs von Mainz, einiger Ersatz gegen den Abzug der Welfen. Schlacht hinter der (dritten) Scene; Otto v. Wittelsbach, Reichsfahnenträger, schwer verwundet, stirbt, dankend dem Kaiser dafür, daß er die Fahne aus seinen Händen dem Hohenzollern übergibt, mit prophetischen Worten über die zukünftige Größe des Hohenzollerischen Hauses. Verlust der Schlacht und Rückzug des kaiserlichen Heeres.

Dritter Akt. Erste Scene. Prachtsaal im Dogenpalaste zu Venedig; Papst Alexander, um ihn der Doge und die Senatoren.

Graf v. Montferrat, aus Palästina kommend, meldet die Einnahme Jerusalems durch Saladin, welcher Umstand dem Papste eine passende Gelegenheit scheint, den Kaiser aus Europa zu entfernen.

Der Kaiser gibt dem Papste in Allem nach. Prinz Heinrich ab als Werber um die Erbin von Neapel und Sizilien, — der Kaiser ab nach Deutschland, Heinrich dem Löwen entgegen.

Zweite Scene. Halle in der Burg Hohenstaufen. Die Kaiserin glaubt den Gemahl todt. Da kommt er selbst mit geschlossenem Visir und entdeckt sich als Lebenden.

Vierter Akt. Kaiserliches Lustlager und Reichstag zu Mainz. Turniere hinter der Scene. Heinrich von Ofterdingen, nachher ein provençalischer Troubadur, dem der Kaiser selbst etwas vordichtet. Heinrich der Löwe, drei Mal vorgeladen, erscheint nicht. Reichsacht gegen ihn. Seine Länder verschenkt.

Zweite Scene. Feldlager Heinrich des Löwen am Fuße des Harzes. Die Feldherren kommersiren. Heinrich der Löwe mit seiner Gemahlin Mathildis.

[Sp. 1382] Fünfter Akt. Schlachtfeld an der Weser. Mord und Todtschlag hinter der Scene. Heinrich der Löwe erschlägt den Erzbischof von Mainz, den Erzherzog von Östreich, die Könige von Polen und Böhmen. Da fliegt ihm plötzlich der Kaiser in die Arme. Romantische Erinnerungen an ihre Jugendjahre. Heinrich der Löwe beugt sich nicht vor dem Kaiser, wie dieser als Ersatz des Fußfalles von Legnano begehrt. Beide kämpfen, Heinr. d. Löwe unterliegt, die Schlacht ist für ihn verloren; ihn läßt der Kaiser ziehen.

Zweite Scene. Wüste Küste in Ostfriesland. Heinrich der Löwe liegt am Strande, Mathildis neben ihm stehend. Er schifft sich ein nach England.

Dritte Scene. Prachtsaal in der Kaiserburg zu Goslar. Der Kaiser mit seiner Gemahlin, umgeben von den Großen des Reiches. Konstanze im Brautgewande und Prinz Heinrich, von normännischen Edlen begleitet, empfangen den Segen des Kaisers. Der Kreuzzug wird beschlossen.

Nr. 72. Mittwoch den 9. September. Sp. 1399—1403.

Vaterländische Literatur.

Die Hohenstaufen. Ein Cyklus von Tragödien von Grabbe. 1ster Band: Kaiser Friedrich Barbarossa, in fünf Akten.

(Schluß.)

Dies der allgemeine Gang dieser dialogisirten Geschichte, an der wir, trotz aller Mühe, nichts besonders Tragisches haben finden können; allerdings ist es schlimm, wenn man da noch suchen soll, wo man

nicht einmal zu finden brauchte. Der Kaiser mußte bis zu Ende der Hauptgegenstand der Tragödie bleiben, während er es höchstens bloß im Anfange, und Heinrich der Löwe am Ende ist. Er ist im Ganzen bei Weitem zu jugendlich gehalten; der Dichter zeigt uns seine Größe subjektiv, statt objektiv; seine Erhabenheit lernen wir nicht aus seinen eigenen Handlungen und Reden kennen, sondern aus den Lobeserhebungen seiner Umgebung und seiner Feinde. Ist er rasch, ehrgeizig, ungestüm, hochfahrend, stolz, so mußte er sich unversehens in ein Netz verstricken, das sich allmählig zu seinem Verderben zusammenzog, und damit war die Tragödie zu Ende; dies war der unglückliche Aus-[Sp. 1400]gang der Schlacht bei Legnano; statt dessen sehen wir ihn sich wieder erheben in seiner Riesengewalt und siegen; das tragische Ende der Herrschaft Heinrich des Löwen rechtfertigt wenig; er war in Beziehung zum Kaiser Nebenperson; hieß der Titel des Stückes: »Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe,« so wäre den Ansprüchen an den tragischen Effekt wenigstens von einer Seite Genüge geleistet worden; aber dann hätte der Kaiser so auch nicht Hauptperson genannt werden können. Seine Freundschaft, sein Streit mit Heinrich dem Löwen und den Lombarden machen das Centrum aus, um das sich das Ganze dreht; ihre Freundschaft entspringt aus der Achtung, die sie als edle Männer vor ihren gegenseitigen Vorzügen haben, — der Streit aus der Selbstsucht Heinrich's und aus seinem Verhältnisse, in welchem er dem kaiserlichen Lehnsherrn untergeordnet ist; der Vasall theilt alle Vorzüge des Kaisers, warum sollte er sich nicht selbst und wir ihn entschuldigen dürfen wegen seines Strebens nach der höchsten Gewalt? Dies ist die Schuld, die an ihm klebt, und mußte stärker markirt werden, damit anderer Seits Friedrich als Held des Stückes mehr gehoben wurde, selbst auf Kosten der historischen Wahrheit; wo bleiben denn sonst die Rechte der Dichtung, deren innere Wahrheit ja doch nie verloren gehen wird. Für solch einen erhabenen Helden einer Tragödie, wie wir uns Friedrichen denken, mit der ernsten Majestät eines so gewaltigen Herrschers, passen die Worte, mit denen er seine Schwaben in einem so entscheidenden Momente seines Lebens in die Schlacht schickt:

„... Landsleute, Schwaben brechet los,
Nun macht mir eure Schwabenstreiche!“

durchaus nicht, und nehmen sich ganz unkaiserlich aus. Sein unterwürfiges Benehmen gegen den Papst, durch die Zeitumstände historisch gerechtfertigt, erscheint hier unwürdig, und mußte sehr [Sp. 1401] motivirt werden, in sofern es den Schein hat, als ob er für den Augenblick, nothgedrungen, in Allem nachgebe, bloß um nachher um so ungehinderter wie-

der loszubrechen; wie wenig ist diese Scene im Einklange mit seinem offenen Charakter, dem jede Täuschung, jede Hinterlist fremd bleiben muß. Daß er mitten in der Schlacht an der Weser Heinrich den Löwen umarmt (homerische Helden?), macht durchaus an dieser Stelle keinen Effekt; die Umarmung ist fast mit den Haaren herbeigezogen, und steht in gar keiner Verbindung mit der Entwickelung der Handlung. Die erotische Scene zwischen ihm und seiner Gemahlin ist ein vollkommener Fehlgriff des Dichters; allerdings war dadurch nichts Anderes möglich, als daß die hehre Majestät untergeht in den romantischen Liebeleien, und wir bloß einen feurigen Liebhaberjüngling vor uns sehen, woraus hervorgeht, daß zu dergleichen Episoden weder Eheleute noch Verlobte gewählt werden dürfen; in der Regel kann hierzu nur der Keim, das allmählige Entfalten und dann erst die zarte Blüthe der Liebe Stoff bieten, weil außerdem solche, gewissermaßen lächerliche und unanständige Scenen vorkommen, wie im letzten Akte, wo Mathildis ihrem Gemahl gesteht, »daß sich's unter ihrem Herzen rege.« Die beiden fürstlichen Frauen sind ohne weitern innern Gehalt — verliebte Mädchen gebehrden sich eben so. Selbst der Einwurf, den man uns machen könnte, daß die Liebe so innig mit dem Geiste des Ritterthumes verflochten gewesen, fruchtet wenig.

Prinz Heinrich ist ein Zierbengel, der nachspricht, was ihm früher einmal vorgesagt worden; denn als z. B. Heinrich der Löwe in der Ahnung seines Abfalles vom Kaiser ausspricht, er fürchte, daß er ihn zu mächtig gemacht, entgegnet Prinzchen Heinrich:

„... Herr Herzog, fürchtet
Euch selbst vor eurer Größe, drückt sie Euch
[Sp. 1402] So schwer! Wir schau'n sie nicht, uns scheint sie klein Genug."

Als ferner der tapfere Graf von Montferrat bleich von Wunden und Angst wegen des Verlustes von Jerusalem zu Venedig in der Versammlung steht, spricht Herr Naseweis:

„Blaß ist er — doch wo Gräflein Montferrat
Erbleicht, erbleicht noch nicht Waiblingen."

Soll er der Held des kommenden poetischen Erzeugnisses des Hrn. Grabbe werden, und hat er sich bis dahin nicht gebessert, so wird er noch manche Feder spitzen.

Am besten ist der Erzbischof von Mainz gehalten — wenn ihm nicht etwas zu viel Laune beigegeben worden. Er hat den Kaiser und das Fehlschlagen von dessen Entwürfen begriffen, indem er sagt:

„... Du denkst zu viel
An's Hohe, Überirdische — und schätzest
Das Geld nicht! — Geld, mein Kaiser! Hattest
Du Geld! so konntest du des Leuen lachen,
Denn hunderttausend Söldner waren dein,
Um ihn und die Lombarden zu bestrafen."

Übrigens ein trefflicher Krieger, schimpft er ganz homerisch, z. B. zu einem veronesischen Soldaten:

„Freund, was hast du hier zu s u c h e n?
Du kannst hier nur v e r l i e r e n. — Zum Exempel
Die Hundezähne da in deiner Schnauze —
Nußknacker, knacke!"

Beim Rückzuge nach den Alpen schlägt er trotz einem Eisenfresser noch einen Lombarden aus dem Stegreife todt, und hält ihm eine Leichenpredigt mit dem Texte:

„Ach, wie wird sein Bräutchen greinen!"

Ein sehr respektabler Charakter bleibt jedenfalls Gherardo, Konsul von Mailand, Sieger von Legnano; er erinnert uns an Pyrrhus, indem er sagt:

„... Ein zweiter Sieg wie dieser,
So droht der Lombardei Entvölkerung."

[Sp. 1403] Ohne nun noch einzelne gelungene Stellen anzuführen, die dem Leser nicht entgehen werden, bemerken wir nochmals, daß auch nur Einzelnes als gelungen zu betrachten, indem das Ganze aller innern Einheit entbehrt. Da kommt nichts Unerwartetes, was uns überraschen; nichts Verwickeltes, was unsere Aufmerksamkeit spannen könnte; kein Widerspruch, dessen Auflösung wir pochenden Herzens entgegensähen; nichts entwickelt sich wirklich aus dem Vorhergehenden; Alles besteht in dem trockenen, kalt und theilnahmlos lassenden Aneinanderreihen von historischen Begebenheiten, ohne künstlerische Verknüpfung. Wohl möglich, daß dieses Stück z u s c h n e l l auf die letzte hochpoetische Tragödie des Verfassers folgte; es bedarf der Feile an vielen Stellen noch sehr, selbst was das Metrum angeht, z. B. (S. 60):

„Der beiden furchtbären Geschlechter,"

wo die Sylbe bar als kurz allerdings durch S c h i l l e r ' s »Kraniche des Ibicus« in etwa gerechtfertigt wird (S. 72):

„Schon plänkeln die Vŏrposten."
„Es wandelt
D o c h n u r E i n H o h e n s t a u f e auf der Erde"
(S. 74.)
„Dabei circa achthundert Esel" (S. 86.)

Auch kommen sehr harte Elisionen vor, z. B.:

„Arab'sche Königstöchter" (S. 55.)
„Kön'ge" (S. 59.)
„würd'gere Gegner" (S. 73.)

Das Äußere des Werkes ist geschmackvoll; die zehn Druckfehler sind beigefügt; S. 67 heißt es: »Es närrte uns der Schwabe«, wo wir hingestellt sein lassen wollen, ob es Druckfehler (wie S. 56 zärt'ste) oder Provinzialismus ist. Sonst fällt noch auf (S. 35): »Halb mein Heer besteht«; (S. 50) »Eurethald«; (S. 70) »Kronen so schwer, als wie die Reiche.«

M. T. P.

5.

Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenchaften. 79. ([Beilage zu:] Abend-Zeitung. 237.) Sonnabend am 3. October 1829. Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung. Verantw. Redacteur C. G. Th. Winkler ⟨Th. Hell.⟩ S. 313—14.

Kaiser Friedrich Barbarossa, eine Tragödie in fünf Akten von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermann'sche (Kettembeil'sche) Buchhdl. 1829. 210 S.

Unter den dramatischen Erscheinungen, die uns der Buchhandel neuerlich brachte, verdient dieser Barbarossa, obwohl in dieser Gestalt nicht bühnengerecht, eine ehrenvolle Auszeichnung. Grabbe's Name ist bereits zur guten Firma geworden. Bei allem Reichthum seiner Phantasie und dem unverkennbaren Gepräge wahrer Originalität fand doch die nüchterne Kritik in seinen früheren Dramen eine so ungezähmte, sich übersprudelnde Regellosigkeit, um nicht Ausgelassenheit zu sagen, daß ihm von allen Seiten: Mäßige Dich! zugerufen wurde. Er lächelte und erwiederte: Mamsell Regel ist eine gute Bonne. Denn daß er selbst auch die Kritik zu üben verstehe, hat er in der Abhandlung über die Shakspearo-Manie am Schlusse seines ersten Dramenkranzes zur Genüge bekundet, indem er darin den Kampf selbst mit Tieck, seinem Freund und Bildner, nicht gescheuet hat. Bald folgte sein Don Juan und Faust, eine höchst geniale Zusammenstellung der zwei größten Roués, die sich in Rom begegnen, und wo Faust die Donna Anna in sein Zauberschloß auf den Montblanc entführt und die Unbezwingbare dort tödtet. Es dürfte dieß, Funken des wahren Genies nach allen Seiten hin sprühende Drama gerade in diesem Augenblicke, wo der Göthe'sche Faust zuerst auf der Bühne zur Auf-

führung gebracht worden ist[1], die Aufmerksamkeit von Neuem auf sich ziehen. Nur muß man da nicht Auflösung des Knotens im gewöhnlichen Sinne verlangen. Konnte oder wollte sie Göthe selbst geben? — Einen neuen Dramen-Cyclus eröffnet uns der rastlos fortschreitende Dichter mit diesem Barbarossa. Er soll, bis zu Conradin herabgeführt, den ganzen Kreis der Hohenstaufen umschließen. Der zweite Band, der uns Kaiser Heinrich VI. geben wird, soll noch in diesem Jahre erscheinen. Als Intermezzo dürfte dann ein Auftritt in der großen Schicksals-Fabel, die wir alle erlebten, eingeschoben werden. Wer wollte nicht wünschen, daß der hochbegabte Dichter sich doch etwas mehr Zeit nähme, um auszuführen und auszufeilen. Alles, was er bis jetzt hervorbrachte, den Gothland ausgenommen, sind nur großartige Skizzen. Allein hieße dieß nicht den Flügelschlag des Genius fesseln? Es sind fleißigere, aber auch zahmere Versuche, die Hohenstaufen zu dramatisiren, vor unsern Augen. Werden sie darum auch fleißiger gelesen?

Nichts ist leichter, als dem Dichter dieses Barbarossa über viele Unterlassungs- und Begehungssünden den Krieg zu machen, die meist alle darin ihren Grund haben, daß er das Ungeheure dieses Kampfes in Italien und Deutschland in einen so engen Rah-[S. 313b]men einzuzwängen wagte, also nur einzelne Pinselstriche zum Gemälde geben, an Motivirung aber kaum denken konnte. Die erste Scene spielt auf den Trümmern der Stadt Mailand. Der nach Rache dürstende Lombarde ist hier meisterhaft skizzirt. Nun werden wir sogleich in's deutsche Lager auf die roncalischen Gefilde entrückt. Waiblingische und Welfische Lanzknechte proludiren. Jetzt tritt Heinrich der Löwe selbst ein. Der erste Monolog ist voll Kraft und Nerv. Es mag gelobt werden, daß der Dichter alles aus dem Innern des Welfen entwickelt. Denn wohin hätte es geführt, bis auf die Schlacht bei Weinsberg 1140, wo schon die Entzweiung zwischen den Waiblingern und Welfen entschieden war, den Sohn zurückführen zu wollen. So werden sich auch für die nicht selten einschreitenden Anachronismen und Zusammenpressungen auf einzelne Brennpunkte überall in dem Hauptgesetze dieser Dichtung Entschuldigungen finden lassen, wobei wir aber keineswegs behaupten wollen, daß nicht Manches, dem Effecte unbeschadet, auch noch geschichtlicher hätte behandelt werden können. Heinrich's des Löwen unbändiger Ehrgeiz tritt auf der Heerstraße nach Legnano und bei der Gefangennehmung des Grafen Andechs noch bedeutender hervor. Die Hauptscene, wo Kaiser Friedrich bis zum Kniefall vor dem Welfen sich herabläßt, ist vollkommen gelungen, und man sieht nun wohl, daß die Beatrice,

[1] Am 19. Januar 1829 in Braunschweig.

die sonst wohl befremdend eintritt, nicht zu entbehren war. Das Schlachtfeld bei Legnano erinnert unwillkührlich an Shakspeare und findet in diesem Vorbilde seine Schutzrede. Aber das ist auch Alles. Wir erinnern uns nirgend eine wirkliche Reminiscenz gefunden zu haben. Dazu ist Grabbe zu selbstständig. Der Wendepunkt von Friedrich's Größe, die Zusammenkunft mit dem Papst Alexander im Dogen-Palaste zu Venedig, ist herrlich angedeutet. Hier bedauert man aber mehr als irgendwo, daß dieß nicht ein Stück für sich werden konnte. Welch ein Stoff! Aber das Spiel, welches Barbarossa, auf seine Burg zurückkehrend, mit der Kaiserin treibt, mag, obgleich einige sehr zart gefühlte und wahrhaft romantische Situationen dadurch möglich werden, schwerlich alle Leser befriedigen. Warum? das wird sich der Dichter selbst am beßten sagen können. Erschütternd sind am Ende die Scenen von des Löwen Falle. Sein Feldlager am Fuße des Harzes, das Schlachtfeld an der Weser, die treue Mathildis, es sind Blitze im Gewittersturme. Am Strande an der wüsten Küste von Ostfriesland verlassen wir den Geächteten im Arme der Liebe. Das wirkt wunderbar. Nur übersteigt es freilich alles Glaubliche, daß der bis zum Tode verwundete treue Landolph auf allen Vieren vom Schlachtfelde sogar bis dahin des Herzogs Spuren nachgekrochen sey. Es liegt in der Forderung des Gleichgewichts und im Gegensatze, daß man nun auch noch den Barbarossa in der Kaiserburg zu Goslar, die Constanze aus Sicilien, von seinem Sohn Heinrich ihm zugeführt, erblicken muß. Allein es bricht gar zu [S. 314a] schroff ab. Man möchte damit lieber das folgende Drama eröffnet sehen. Gerade hier tritt auch wieder der Hauptmangel der Dichtung, in wiefern sie die höhern Ansprüche [an] das Drama befriedigen soll, recht fühlbar ein. Es ist der verderbliche Dualismus. Hier Waiblinger! hier Welf! Das Interesse ist zwischen beiden, dem Löwen und Barbarossa, in dieser Darstellung zu sehr getheilt. Das Stück heißt Barbarossa. Es wäre sogar historisch richtiger gewesen, den Welfen nicht ganz so freigebig auszustatten. Doch Jeder lese und prüfe selbst. Denn wir setzen mit Recht voraus, daß es kein Gebildeter ungelesen lassen wird. Sehr charakteristisch sind auch alle Nebenfiguren, oft nur mit wenigen Reden, geschildert. Alles lebt. Wir rechnen dahin besonders den Keulenschwinger, den Erzbischof von Mainz, der freilich zuweilen in seiner Derbheit ausartet, und den lieblichen Minnesänger, Heinrich von Ofterdingen. Wer wird da, wo der Kaiser selbst ein provenzalisches Lied singt, es mit der Zeitrechnung so genau nehmen. Auch von der Vision, dieses so wirksamen und doch so läppisch oft gemißbrauchten Kunstmittels, hat Grabbe Vortheil zu ziehen gewußt. Welchem Preußen wird nicht das Herz höher schlagen, wenn der

Kaiser von seinem Friedrich von Hohenzollern, dem hier eine der edelsten Rollen zugetheilt werden konnte, prophetisch ausruft:

— Tritt Du jetzt
An meines Löwen Stätte: Schon Dein Name
Erinnert mich an meinen, und die Burg
Der Hohenstaufen liegt im Schwabenland
Der Burg der Hohenzollern gegenüber.
Gewitterwolken ziehn oft über beide,
Doch keine beugt davor den Scheitel, und
Noch wen'ger die Bewohner. — Oft, wenn ich
Von meines Schlosses Zinne Dich, o Nachbar,
Und Deine Burg erblickte, wenn ich dann
An Dich gedachte, Deiner Ahnen Thaten,
An Euern Namen, fällt prophetisch es
Mir ein: gewiß, daß einst, wenn Hohenstaufen
In dieses finsteren Zeitalters Kämpfen
Zu Trümmern sank, der Hohenzollern sich
Bei heller'n Sonnen wird erheben, das
Vollendend, was mein Haus begonnen, kühn
Der Welt den Schild vorhaltend, welcher gleich
Dem Himmel glänzt und tönet, von der Macht,
Der Wahrheit und der Freiheit Blitz und Donner —
Ich ahn's, daß a n d r e Friedriche mich einst
Ersetzen u.s.w.

Aber auch die Sachsen haben in Jordanus Truchses und im Grafen von Orla hier ihre tapferen Kämpen gestellt. [Karl August] B ö t t i g e r.

6.

Das Sonntagsblatt, eine vaterländische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung, aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen, mit populärer Hinweisung auf deutsche Literatur und Zeitgeschichte. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Nicol.[aus] Meyer. Dreizehnter Jahrgang. Minden 1829, im Verlage bei F. W. H. Müller. Hannover, in Commission der Hahnschen Hof-Buchhandlung. 41stes Stück. Am 11ten October. S. 327—28.

V a t e r l ä n d i s c h e L i t e r a t u r.

Die Hohenstaufen. Ein Cyklus von Tragödien von G r a b b e, 1ster Band unter dem Titel: Kaiser Friedr. Barbarossa. Eine Tragödie in 5 Aufzügen. Frankfurt a. M. 1829. 8. S. 210.

Schon bei der beurtheilenden Anzeige des Don Juan und Faust von demselben Verfasser hat der Referent die Leser unseres Blattes mit der Absicht

[1] Bd. 2, S. 64.

des Dichters, die Geschichte der Hohenstaufen in einem Cyclus von acht Tragödien zu bearbeiten, vorläufig bekannt gemacht[1], und bereits liegt die erste derselben uns seit einiger Zeit vor, und hat sich deren Anzeige nur durch zufällige Umstände verspätet. Indem Referent auch diesmal wieder eine ausführliche Beurtheilung dieser neuen Gabe des geistreichen Dichters andern kritischen Blättern überlassen muß, kann er nur ein allgemeines Urtheil über dieselbe aussprechen, da er gern Raum zur Mittheilung einiger gelungenen Szenen in diesen Blättern gewinnen möchte.

Referent muß seinen bei der Anzeige von Don Juan und Faust gethanen Ausspruch, als beurkunde der Dichter mehr Talent zur lyrischen als zur dramatischen Poesie, in so weit zurücknehmen, als derselbe in der vorliegenden Tragödie allerdings seinen Ruf zum dramatischen Dichter glänzend bewährt hat. Das historische Drama scheint ganz das Feld für Grabbe's geniale, kräftige Poesie. Wie vielfache Ausstellungen sich auch bei der vorliegenden Tragödie machen ließen, besonders, daß es ihr an einer bestimmten dramatischen Einheit, nothwendigerem inneren Zusammenhange, rascherem Gange und größerem Reichthum der Handlung gebreche, so entwickelt der Dichter darin doch [S. 328a] solche Kenntniß der Zeit, solch inniges Auffassen des kühnen Geistes des Helden der Tragödie, daß wir den Verfasser nur zur Fortsetzung der begonnenen Arbeit auf das dringendste auffordern und ermuntern können; wobei wir jedoch die wohlgemeinte Warnung nicht unterdrücken wollen, daß er sich nicht durch seine Leichtigkeit zu dichten von einer strengen Feile seiner Werke abhalten lassen möge. Auch das vorliegende hat den Weg von der Feder zur Presse unbezweifelt zu bald angetreten, manches würde der scharfsichtige Verfasser noch umgearbeitet haben.

Der Held dieser ersten Tragödie ist K a i s e r F r i e d r i c h d e r E r s t e mit dem Beinamen B a r b a r o s s a. Er ist auf seinem Heereszuge gegen die empörten Lombarden begriffen, begleitet von den meisten Fürsten Deutschlands, Papst Alexander der Dritte spricht den Bann gegen ihn aus, Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, widerräth ihm vor der Schlacht den Kampf mit den Lombarden, und spricht:

— — — — — — — — — Was will
Für dich die winz'ge Lombardei bedeuten?
In Deutschland selbst liegt Deutschlands Kraft!

Ihm antwortet Friedrich, sich selbst und sein Streben herrlich charakterisirend:

— — — — — — — — — Was Lombardei!
Nichts gilt sie mir! Als Mächtigster der Fürsten,
Ward ich V o r f e c h t e r v o n E u r o p a —

Was wir
Bekriegen, ist die Anmaßung der Kirche!
Und da der Papst die Lombardei als Bollwerk
Des Vaticanes mir entgegenthürmt,
So ist zuerst das Bollwerk zu zerstören,
Bevor ich selbst mit diesem ehrnen Handschuh
Ihn fasse an der Brust! Und geh'n Millionen
In diesem Kampf um Geistesfreiheit unter —
Sie konnten nimmer schöner fallen, und
Ich sehe schon den Phönix, welcher sich
Aus ihrer Asche riesengroß, die Welt
Mit seines Fittigs Glanz vom Aufgang bis
Zum Niedergang durchblitzend, wird erheben!

(Fortsetzung folgt.)

43stes Stück. Am 25sten October 1829. S. 343—44.

* Vaterländische Literatur.

Kaiser Friederich Barbarossa, von Grabbe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Heinrich der Löwe, der sich jetzt von ihm trennen will, erwiedert dem Kaiser:

— Der Welfe strebt so kühn als der Waiblinger;
Doch nicht kämpft er um eiteln Wahn, der schon
Von selbst verfliegen wird. Er hofft am Nordpol
Noch einst die Zeichen seines Hauses aufzupflanzen,
[S. 344a] Als ew'ges Denkmal, daß er ward der Herr
Des Nordens, und ihn bindet wie sein Eis!
Er hofft, daß unter seiner Schiffe Lasten
Dereinst noch alle Meere seufzen, während
Auf den Verdecken seine Völker jubeln!

Friedrich versucht alles, seinen Jugendfreund zurückzuhalten; vergebens selbst erniedrigt er sich zum Fußfall, der Löwe ist unbeugsam und trennt sich von ihm. Nachdem Beatrice, die Kaiserin, einen Zweikampf zwischen ihnen verhindert hat, läßt Friedrich den abgefallenen Freund ziehen, ihm zurufend:

— — — — — — — — Jetzt, Löwe, geh'!
Doch hüte Dich vor dem Jäger, der fortan
Bis in Norddeutschlands Marken Dich verfolgt!

Wie schön auch im Einzelnen diese Scene ist, und wie nothwendig sie für den Zusammenhang des Dramas sein mag, so halten wir diese Trennung

bei weiten nicht für vorbereitet und motivirt genug; da sie als launenhaft und hinterlistig, und mit dem Karakter Heinrich des Löwen in Widerspruch zu stehen scheint. —

In diesem Moment des Verlassenseins erscheint dem Kaiser der Erzbischof von Mainz, und ermuntert ihn zum Kampf. Indem Friedrich aus seinem Zelte sein unter Waffen stehendes Heer überschaut, spricht der Burggraff von Hohenzollern zu ihm:

Mein Kaiser, schnöd' ward'st du vom Leu'n verlassen,
Doch Oesterreich, und Wittelsbach, und Hohenzollern,
Und alle, die dich hier umdrängen, streiten
Mit doppelt großem Eifer nun für dich!

Kaiser Friedrich.
Ein herrlich Volk sind meine Deutschen! Weil
Der Eine untreu war, so glüh'n dem Andern
Vor Schaam und Zorn die Wangen —
— Opferflammen,
Die mich versöhnen!

Hohenzollern.
Flammen! Unser Blut
Brennt für dich mächt'ger als das Feuer!

Kaiser Friedrich.
Ha, du mein Hohenzollern!
(Ihn umarmend.)
Tritt du jetzt
An meines Löwen Stelle! Schon dein Name
Erinnert mich an meinen, und der Burg
Der Hohenstaufen liegt im Schwabenland
Die Burg der Hohenzollern gegenüber!
Gewitterwolken zieh'n oft über beide,
Doch keine beugt davor die Scheitel, und
Noch wen'ger die Bewohner! — Oft wenn ich
Von meines Schlosses Zinnen dich, o Nachbar,
Und deine Burg erblickte, wenn ich dann
An dich gedachte, deiner Ahnen Thaten,
An euren Namen, fiel prophetisch es
Mir ein: gewiß, daß einst, wenn Hohenstaufen
In dieses finsteren Zeitalters Kämpfen
Zu Trümmern sank, der Hohenzollern sich
Bei heller'n Sonnen wird erheben, das
Vollendend, was mein Haus begonnen, kühn
Der Welt den Schild vorhaltend, welcher gleich
[S. 344b] Dem Himmel glänzt und tönet, von
Der Macht, der Wahrheit und der Freiheit Blitz und Donner! —
— Ich ahn's, daß andre Friedriche mich einst
Ersetzen, sey's aus meinem Hause, sey's

Aus eurem! Hoch heißt unsrer Namen
Vorsylbe, hoch, dem Schicksal Stirne bietend,
Laß uns dem Feind begegnen! — Laß du uns
Nicht niedriger als unsre Namen seyn!
— Wohlan zur Schlacht!
(Fortsetzung folgt.)

44stes Stück. Am 1sten November 1829. S. 351—52.

* Vaterländische Literatur.

Kaiser Friedrich Barbarossa, von Grabbe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Friedrich ist aber nach dem Abfall Heinrich des Löwen zu schwach um die Schlacht gegen die Mailänder und Lombarden gewinnen zu können; er ziehet sich zurück, und sendet, um mit seinen größten Feinden Frieden zu schließen, den Erzbischoff von Mainz als Gesandten an den Papst, um ihn zur persönlichen Unterredung mit dem Kaiser nach Venedig einzuladen. Der Papst nimmt den Friedensantrag willig auf, denn zu gut kennt er das Streben des Kaisers, das er in einem kurzen Monolog also bezeichnet:

— Es flammt
Ein eigner Geist durch das gewaltige
Geschlecht der Hohenstaufen. Wie ein Waldbrand,
Unendlich, unauslöschlich weiter brennend,
Zuckt er durch sie von Kind zu Kindes Kindern!
— Deutlich erkenn' ich ihn: sie ringen mit
Der Zeit, vertreten künftige Jahrhunderte,
Obgleich sie es vielleicht nur dunkel ahnen!
Zu eng, zu schlecht scheint ihrem Stolz
Die Gegenwart: der Lehensmannen Größe,
Der Kirche Macht beschränkt sie — gern vertilgten
Sie beides, — — — — — — —

Die nun folgende Zusammenkunft mit dem Kaiser gehört zu den gelungensten Partien, und wir können uns nicht enthalten, einen Theil dieser merkwürdigen Unterredung herzusetzen.

Papst Alexander.
— — — — — — — —
— — — Wer nahet?
(Kaiser Friedrich und Prinz Heinrich treten ein.)
Ha, das sind zwei Hohenstaufen!
Nie hab' ich sie geseh'n — doch wie den Aetna
An seinem Feu'r und seiner Höhe, ahnt
Man sie am Blick und an der stolzen Haltung!

Kaiser Friedrich.

Mein Sohn, schau' hin — das ist kein Cardinal,
Der blind fanatisirt und doch nur Werkzeug
[S. 531b] Des Ob'ren ist — Hier steht der Ob're selbst,
Und ehrfurchtsvoll grüßt ihn der Kaiser.

Papst Alexander.

Wohl
Der Kirch' und dir, daß du, ihr erster Sohn,
Den Wahn erkannt, der dich umfing! Sie nimmt
Dich liebend wieder auf, wie eine Mutter,
Und wird mit dir zu einem großen Ziel
Sich einen!

Kaiser Friedrich.

Wahn? Das sagt mir Alexander?
Jetzt, da wir unter uns sind, Blick in Blick?
Das große Spiel mit dir hab' ich fürerst
Verloren — Aber war deshalb mein Streben
Ein Wahn? So wäre alles Edle List
Und Trug! Ich kämpfte für der Völker Freiheit,
Und Priesterherrschaft sucht' ich zu vertilgen!

Papst Alexander.

Du thatest es. Doch spür' in deiner Seele —
Vielleicht nur um die Kaiserherrschaft an
Die Stell' zu setzen! Welche ist die Beste?

Kaiser Friedrich,

(nach einigem Nachdenken, finster:)

Der Thaten, der Gedanken tiefste Keime
Im Busen zu ergründen, ist gefährlich.
Es liegen in ihr Schlünde, höllentief,
Und wehe dem, der sich in sie versenkt! —

(Sich wieder erhebend:)

Doch was ich that, woher es auch entsprang —
Ich hofft' auf eine schöne Frucht, und nicht
Bewußt kleinlichen Zwecks, kämpft' ich mit dir!

Papst Alexander.

Weit sieht man von den Höh'n des Vaticans:
Was du erstrebtest, kann zur Wahrheit werden.
Doch du gingst her vor deiner Zeit. Wer aus
Der Zeit tritt, wird ihr fremd!

Kaiser Friedrich.

Ich glaube,
Auch Zeitverhältnisse sind zu bewält'gen,
Denn Menschen waren's, die sie schufen!

Papst Alexander.

Unter
Der Leitung Gottes!

Kaiser Friedrich.

Laß uns durch die That
Beweisen, daß wir, ob auch Meinungen
Uns trennen, Freunde sind und einig. — Billigst
Du meinen Friedensantrag?

Papst Alexander.

Du entschädigst
Die Priester alle, welche du entsetztest?

Kaiser Friedrich.

Ich thu's!

Papst Alexander.

Erkennst des Papstes Würde,
Statthalters Gottes und Nachfolgers Christi?

Kaiser Friedrich.

Ich

Erkenne sie.

Papst Alexander.

Gibst zu, daß er befugt,
Auch Kön'gen ihr Vergehen zu verweisen?

[S. 352a] Kaiser Friedrich.

Ich geb' es zu.

Prinz Heinrich,
(für sich:)

Er gibt es zu! Wir würden
Uns schon zu wehren wissen!

Papst Alexander.

Du gewährst
Mir all' die äußern Ehrbezeugungen,
Die mir gebühren?

Kaiser Friedrich.

Gern und leicht!

Papst Alexander.

So lass'
Ich dir den Nießbrauch von Mathildens Gütern
Auf fünfzehn Jahr' (ich weiß es, du bedarfst
Ihn jetzo mehr als sonst) — dann mag ein Spruch
Von Schiedsrichtern das Recht des Eigenthums
Entscheiden, — und wir sind versöhnt.

Kaiser Friedrich.

Wir sind's.

(Beschluß folgt.)

45stes Stück. Am 8ten November 1829. S. 359[b].

* Vaterländische Literatur.

[...]

Kaiser Friedrich Barbarossa, von Grabbe ꝛc.

(Beschluß.)

Referent, der bereits die Grenzen einer Anzeige, und den Raum dafür in diesen Blättern überschritten hat, muß sich das Vergnügen versagen, noch mehr Proben aus diesem Drama mitzutheilen, und sich darauf beschränken, den Gang der Handlung kurz zu bezeichnen und die Leser auf das Werk selbst zu verweisen.

Nach der Versöhnung mit dem Papste kehrt Friedrich auf seine Burg in Schwaben zurück, nachdem er seinen Sohn Heinrich nach Neapel gesendet, um die Hand der Prinzessin Constanze zu werben. Nach abgehaltenem Reichstage und Lusttage bei Mainz, bei dem auch der bekannte Heinrich von Ofterdingen erscheint, ziehet Friedrich aus, um Heinrich den Löwen für seinen Abfall zu bestrafen. Dieser wird besiegt und fliehet nach England mit seiner Gemahlin Mathildis. Mit dem siegreichen Friedrich kehrt auch Prinz Heinrich, mit Constanzen von Neapel und Sicilien vermählt, zurück. Friedrich beschließt bei dieser Ruhe im Innern, dem Frieden mit dem Papste und der mächtigen Verbindung des Sohnes, einen Kreuzzug gegen Saladin. Damit endet das Drama, das ein für sich geschlossenes Ganze bildet. Mit Erwartung siehet Ref. dem zweiten Bande dieser Tragödien, welcher das Leben und die Schicksale Heinrich des VI. enthalten wird, entgegen.

Julius Landeck
[d. i. Leopold v. Hohenhausen].

7.

Berliner Conversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kritik. Redigirt von Dr. Fr[iedrich] Förster und W. Häring (Willibald Alexis.) Dritter Jahrgang. Zwölftes Heft. Dezember 1829. Im Verlage der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung. (Unter den Linden Nr. 34.) N°. 243. Sonnabend den 12. Dezember. S. 953—55.

Literatur.

Die Hohenstaufen-Tragödien. — Grabbe.

Es scheint einmal Mode zu sein, daß jeder Autor, der etwas bedeuten will, Hohenstaufen-Tragödien schreibt. Woher diese Erscheinung? ist es

etwa der Zeitgeist, der die Köpfe und Einbildungskraft der jungen Autoren auf solche Weise anregt oder treibt sie ihr Beruf dahin, oder welche andere Combination von Umständen ist im Spiele, daß alles von Kaisern und Hohenstaufen dichtet?

Die Frage ist schwer zu beantworten. Indem sich aber Ref. darauf einläßt, seine Meinung darüber zu sagen, will er nur ein subjectives, individuelles, persönliches Urtheil äußern, welches die große Möglichkeit eines enormen Irrthums gar nicht ausschließt. Warum auch das! So viele bessere größere Autoren als er, haben enorme Irrthümer begangen, andere werden schon um deswillen gelesen, weil sie absichtlich lügen, vielleicht also hat ein Irrthum in den Augen der Lesewelt etwas Liebenswürdiges und in keinem Falle ist eine große Gefahr dabei. Doch zurück zu den Hohenstaufen. Die Zeit fordert eben zu solchen politischen Unternehmungen nicht auf, wenigstens dem größeren deutschen Publikum sind diese Stoffe fern. Was weiß die moderne Zeitungsphantasie von einem deutschen Kaiser? höchstens das Costüm eines solchen wäre uns interessant. Was die Schneider in jenen Zeiten geleistet, das wünschet man zu wissen und damit machen uns die genannten beliebten Autoren nach dem Beispiele des großen Unbekannten bekannt. Auch sind wir dennoch im Allgemeinen viel zu aufgeklärt, um eine edle Schilderung der Hierarchie zu ertragen oder die Größe der Kämpfe dagegen für etwas besseres zu würdigen, als was heut zu Tage jeder erleuchtete Kopf [S. 953 b] leistet. Ein solches Werk also würde in unsern Tagen nur wenige finden, die es anerkennen. Shakspear war mit seiner Zeit viel besser daran. Wie es wenigen vergönnt war, ward er zu gleicher Zeit und in gleichem Grade Liebling der Musen und des Volkes. Seine historischen Tragödien, so musterhaft sie einer Seits sind, griffen von der anderen Seite mächtig in's politische Leben ein, waren sogar mitunter gewissermaßen Gelegenheitsgedichte, Jedermann kannte die Geschichte seines Königshauses und liebte sie wie seine Könige und wo innerer Beruf so mit äußeren glücklichen Umständen harmonirt, da mag wohl ein Poet erstehen, der solche Aufgaben lös't.

Soll man noch hinzufügen, daß die Bühnenliebhaberei damals kräftiger und edler war als jetzt, daß Sh. Vorgänger fand, die das Volk zu einer Erscheinung wie er war, fähig machte, während bei uns dagegen jetzt unsere größten Dichter sich von der Bühne zurückgezogen.

Das Gesunde dieser Erscheinung hat allerdings viel herzerhebendes, um so niederschlagender aber ist es, wenn wir auf unsere Tage zurück kommen, wo solche Kunstwerke, wenn sie entstehen, weder für die Bühne noch für die Menge sind.

Ich will nicht leugnen, daß vielleicht unserem Vaterlande noch poetische Zeiten bevorstehen, wo Kunstwerke der Art auf der Bühne und in der Menge leben werden, und Heil dem Glücklichen, der dann als zweiter und was vielleicht mehr sagen will, als deutscher Shakespear auftritt. Aber das sind ja doch nur irre Wünsche und unsere Zeit wenigstens scheint einer solchen noch sehr fern. Von all' den Vielen, die aber jetzt Hohenstaufen-Tragödien schreiben, wird es, wie es [S. 954 a] scheint, keinem bange um's Herz, daß er nicht berufen sei, dem hohen Streben, welchem er sich geweiht, Genüge zu leisten.

Jeder Poet ist auf den Glauben an einen Beruf angewiesen, wer aber, der solche Werke unternimmt, die nur ein Heros schafft und die den Heros schaffen, möchte nicht, zumal wenn er obendrein die schlimmen Omina seiner Zeit gewahrt, mit Carl von Berneck * sagen:

»So viele Ritter müssen fallen, damit Einer ein Held sei, sie werden vom Dichter nur geschaffen, damit sein Liebling sie erschlage und durch ihren Tod groß werde. — Vielleicht handelt die Welt eben so, vielleicht bin ich nur solch ein Nebengeschöpf, zur Verherrlichung eines Anderen bestimmt u. s. w.

In der That handelt die Natur wie der Dichter hier. Um eine große Künstlererscheinung hervorzurufen, muß es tausend Pfuscher geben! aber d a s scheint unseren jungen Autoren undenkbar, daß irgend einer selbst die Pfuscherrolle in seinem Berufe hätte. Einer glaubts zwar von dem Andern, aber niemand läßt die Stimmenmehrheit über sich entscheiden. Andrerseits benutzt die Natur wahrhaftige Talente nur als Vorläufer einer großen Erscheinung, und wirft sie über den Haufen, wie der Künstler eine Skizze, um das Werk selbst dahin zu stellen. So war Marlow gewissermaßen eine Skizze zum Shakespeare, wie sein Jude von Malta ein Vorstudium zum Kaufmann von Venedig. So war Huß ein Vorläufer Luthers, dem es gelang, was jenem den Scheiterhaufen einbrachte. So entwarf die Revolution ihre Skizzen im Marat und Robespierre, eh sie ihren Liebling Bonaparte auffaßte u. s. w. — Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich mit größerer Wahrscheinlichkeit auf ein Lotterieloos der höchste Gewinn erhoffen, als das glänzende Loos eines historischen Dramatikers auf eine Hohenstaufen-Tragödie. D i e s e n Treffer hatten seit mehreren Jahrhunderten drei oder vier; der andere läßt sich alle Jahr gewinnen. Und gewiß übersteigt die Anzahl derjenigen, die inzwischen um den Dichterruhm buhlten, die Anzahl der Zusetzenden in e i n e m Lotto.

---

* Tiecks Volksmährchen.

Obendrein ist der Einsatz auf ein Dichterloos bei weitem kostbarer, als jenes geringe Geld, worauf ein Pointeur immer Verzicht leisten mag. Auf jenes Loos setzt man bisweilen lebenslängliche Arbeit, alle geistige Kräfte, und seinen guten Namen dazu. —

Gesetzt aber, man erreichte mit diesem Einsatz seines ganzen Selbst nur einen Theil desjenigen, was man sich vorgesetzt, hätte man alsdann nicht immer noch verspielt? — Oder aber wenn man etwas Ganzes erreichte, und fände sich immer noch in einer Opposition [S. 954 b] mit seiner Zeit, (eine seltene Erscheinung, indessen wir wollen sie einmal annehmen,) so würde die Existenz eines solchen Dichters nichts Gesundes haben. Anerkennung will der Poet. Der Genius ist zwar stolz, aber immer doch so milde, daß er sich ungern isolirt. Er bleibt immer Mensch, und nur ein Gott ist einzig, und erträgt's immer und ewig einsam zu bleiben.

Der Poet aber, der stets mit Undank und Mißverstand zu kämpfen hat, läuft Gefahr selber im Eigensinn zu verstocken, mindestens wird er nie die Leichtigkeit, Behaglichkeit, Anmuth und Harmlosigkeit erreichen, die nur Folge desjenigen Selbstvertrauens ist, das der Beifall einer ganzen Nation einflößt.

Deshalb ist es nothwendig, seine Talente, wie nicht zu gering, so auch nicht zu groß zu achten; die Zeiten und ihre Tendenz nie zu verwerfen, und eben so wenig aufzugeben, als sich selbst für einen Bürgen derer zu halten, die da kommen werden. Den Dichterberuf kann man nie zu hoch achten, aber des eigenen Berufes mag man immer nie ohne einiges Mißtrauen sich bewußt werden.

Zumal im Letzteren versehen es unsere jungen Hohenstaufen-Dichter. Die kritischen Begriffe, die Philosophie der Kunst, haben dermaßen um sich gegriffen, daß man sich vorläufig durch Reflektionen ein Ziel aufstellt, und dann sich bemüht es zu erreichen, ohne zuvor nach der Erkenntniß seiner Kräfte gestrebt zu haben. So wählen unsere Autoren Shakespeare, Schiller und andere zum Vorbild, oder wollen gar sie übertreffen, ohne ihrer Natur und ihrem Schicksal zu vertrauen, um Erscheinungen in der Literatur abzugeben, die an und für sich tüchtig sind, wenn sie auch bei einem Vergleich mit den größten Männern im Nachtheile stehn.

Ein schlagendes Beispiel von solchem eingebildeten Streben ohne inneren Gehalt, haben wir in Grabbe's Hohenstaufen und überhaupt im Charakter dieses Dichters selbst.

Schon bei seinem ersten Auftreten gab er eine Probe seines blinden Selbstvertrauens, einer gänzlichen Unkenntniß seiner Stellung, die nicht auffallender sein konnte. — Ich rede hier von seinen dramatischen Dichtungen, die bei alle dem immer von Geist, Kraft und Talent zeugen. Er hatte sie

Tieck übersandt, der sein Talent anerkannte und zu einem höheren Streben ihn ermunterte. Grabbe druckte die herrliche Belehrung Tiecks in seiner Vorrede nicht nur ab, wodurch jeder Leser schon zu Anfang des Buches über den Werth der nachfolgenden Dichtungen in Kenntniß gesetzt wurde, sondern er beging auch die Unvorsichtigkeit, durch allerlei beigefügte Anmerkungen zu erkennen zu geben, daß Tieck von seiner Person, seiner Meinung nach, eine viel zu geringe Idee habe. Der Titel jenes Werkes, von dessen Vorrede hier gesprochen wird, heißt wie gesagt: [S. 955 a] „Dramatische Dichtungen." Betrachtet man nun, wie zuverlässig und keck er in diesen Anmerkungen den bescheidenen, milden Belehrungen Tiecks gegenüber tritt, wie gänzlich er Tieck mißversteht, und mit welcher Unbescheidenheit und Dreistigkeit er, der unbekannte, nie geprüfte Autor dem, von ihm selbst als competent anerkannten Richter begegnet, so möchte man sich wundern, woher ein dramatisches Talent, wie Grabbe immer bleibt, hier nicht selbst gefühlt, daß seine Vorrede schon eine dramatische Dichtung sei, nicht nur voll Wahrheit, sondern Wahrheit selbst, in der er sein eigenes Portrait zeichnete, und als komische Person, einem Dichter parodirend gegenübertritt *.

In der That ein glänzender Nagel von Selbstbewußtsein! — ex ungue leonem. Was soll man nun von einem Dichter halten, der so anfängt?

Diese Frage beantworten seine Hohenstaufen. — Grabbe ist zu der Einsicht gekommen, daß dasjenige, was man von sich selbst denkt und redet, die innere Größe ausmacht. — Daher die pomphafte Ankündigung seines Faust und Don Juan; seinem dritten Werke fehlt freilich eine noch glänzendere Ankündigung eines Verlegers, aber dafür besteht eine ganze Tragödie aus nichts als Titel und Ankündigung.

Mir wenigstens konnte dieß übrigens nur kleine Werk keinen andern Eindruck hervorbringen.

Grabbe selbst erscheint so sehr im Selbstlob verloren, daß seine ganze Poesie diese Richtung genommen und wir finden keinen weiteren Charakter in all' seinen Helden und nicht Helden als — diesen, dem Dichter eigenthümlichen. Viele Reichsgrafen und sogar Könige erscheinen nur in ihren Titeln, sind im übrigen stumme Personen und dienen allenfalls dazu, vor der Kaiserlichen Pfalz und dem Reichsbanner Schildwacht zu stehen.

---

* Noch ist zu bemerken, daß einige Freunde, welche Tiecks Schreiben an Grabbe gelesen, in dem abgedruckten Briefe einige Stellen, die Hrn. Grabbe zum besonderen Tadel gereichten, ausgelassen fanden. — Es läßt sich die dramatische Vermuthung aufstellen, daß Grabbe zur Ehre Tiecks wenigstens solche Stellen nicht publiciren wollte, in welchen er ihn seiner Meinung nach gänzlich verkannte. Anm. d. Einsenders.

Die Redenden indessen haben nichts weiter zu thun, als ihr Selbstlob zu führen, und ihre Umgebungen, ja ihre Feinde und ihre Widersacher gestehen ihnen nicht nur alles zu, was sie von sich selbst sagen, sondern überbieten noch solche Anpreisungen. Heinrich der Löwe gesteht sich selbst ein, daß er zu groß sei, dem Kaiser zu dienen, allenfalls könnte er sich mit ihm vertragen, wenn sie auf verschiedenen Planeten lebten. Alle Heldenthaten werden hinter der Scene vollbracht, die Hel-[S. 955b]den treten auf und versichern alsdann solche Wunder der Tapferkeit vollbracht zu haben, daß Fallstaffs Lügen, Kindereien dagegen wären, wenn es nicht eben Lügen waren. Eine andere Gattung des Lobes, und zwar eine noch viel seltsamere könnte man das historische Lob nennen. Es besteht darin, daß die Charaktere unter einander Freund und Feind dermaßen schwatzen als hätten sie im 19ten Jahrhundert Collegien über sich selbst gehört. Der Pabst tadelt den Kaiser, weil er seiner Zeit voraus geht und ihr fremd werde, einst könne, was er bezwecke, zur Wahrheit werden. Heinrich der Löwe weiß, daß sein Abfall vom Kaiser Deutschland Jahrtausende lang zersplittern werde u. s. w. Kurz alle Personen empfehlen sich durch Selbstlob auf alle mögliche Weise, aber auf keine Weise durch ihr Wesen und Wesentliches und sie tragen darin das Gepräge des Dichters, dessen Wahlspruch zu sein scheint, alles durch Selbstlob, alles durch Ankündigung. Wenigstens stellen die Gestalten sich in der Geschichte hin, wie der Autor in der Literatur. f.

8.

Allgemeine Unterhaltungs-Blätter, für Leser aus allen Ständen. Vierter Jahrgang 1830. In zwei Bänden oder siebenter und achter Band der ganzen Folge. Münster und Hamm, in der G. A. Wundermann'schen Buchhandlung. Literatur-Blatt. N^ro. 3. ([Beilage zu:] Siebenten Bandes, drittes Heft.) S. 47—48.

Dramatische Literatur.

Friedrich Barbarossa. Trauerspiel in fünf Akten von Grabbe. Frankfurt bei Hermann. 1829. (Als erster Theil des Tragödiencyklus: Die Hohenstaufen.)

Anekdoten sind die Henkel großer Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch — sagt Börne[1]. Deshalb führen wir, bevor wir

[1] In seiner Besprechung des neu aufgelegten ersten Bandes von Samuel Baur's, Pfarrers im Würtembergischen, „Interessanten Lebensgemälden der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Voß 1820) sagt Börne:

zum obengenannten Drama übergehen, hier nachfolgende Anekdote in Versen auf.

Kaiser Rothbart.

Der Pabst in's Lager ritt
Auf buntgeschmücktem Roß;
Der Kaiser zu ihm tritt
Mit seiner Mannen Troß.

Und auf das Wiesengrün
Kniet er, mit leichtem Kuß
In demuthvollem Sinn
Berührend seinen Fuß.

Den Bügel hält er nicht.
Das schaut der Höfling' Troß
Mit höhnischem Gesicht,
Dieweil es ihn verdroß.

Der Rothbart merkt es sich.
Und wie der Pabst nun kehrt,
Da naht der Alte sich
Dem reichbespangten Pferd.

Und faßt mit link'scher Hand
Des Steigereifes Gold;
Im glänzenden Gewand
Der Pabst ihm lächelt hold.

Das war dem Alten recht;
Er beuget stolz das Knie:
Ich dien' euch sicher schlecht;
Denn Stallbüb' war ich nie.

*

Wie diese Anekdote den Kaiser Friedrich I. unsrer Ansicht nach mehr als blos andeutend charakterisirt, so giebt die Tragödie Grabbe's das Bild des Kaisers in großem starkmarkirten Umrisse, wenn gleich ein engherziger Historiker — um mit Göthe zu reden

hie und da zu mäkeln
An den äußern Rand zu häkeln[1]

„An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen können." („Gesammelte Schriften", 3., verm. u. rechtsmäßige Ausg. Th. 3. Stuttgart, Brodhag 1840. S. 341.)

[1] Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln ... („Zahme Xenien" V, 1553 f.)

haben wird. Indeß hat der Dichter, der historische Stoffe wählt und behandelt, die Freiheit unbedenklich, nach seiner individuellen Auffassung den Charakter seines Helden darzustellen, wenn gleich er auch dabei von der Geschichte selbst etwas abweicht. Das hat auch Grabbe gethan; darüber mag ein Anderer mäkeln.

Das Drama spielt nach der Zerstörung Mailand's durch Kaiser Barbarossa; sie war „das Bollwerk des Vatikans" und will er seinem Entschlusse gemäß dieser gewaltigen Festung, die absonderlich durch die Geschütze des Kirchenbanns vertheidigt wird, Herr werden, so mußte das Bollwerk fallen. Das ist geschehn, und er will weiter schreiten; aber die Mailänder, Rache und Verderbenglühend ihrem Verderber, haben sich verbunden, und die päbstlichen Banngeschütze sind im Hintergrunde aufgepflanzt, um ihre verderbenträchtigen Blitze wider den Uebermüthigen zu schleudern. Bald der Geschichte durchaus, bald minder treu stellt der Dichter den Kaiser bis zu seinem Kreuzzuge zum gelobten Lande uns vor Augen in konsequenter Durchführung und Haltung seines Charakters. Dies näher darzuthun, [S. 48 a] überlassen wir gern den anatomischen Kritikern, die jedes Drama gleich einem Cadaver betrachten, den sie in alle seine Theile zerlegen mit ihrem Secirmesser, und den Befund gleichsam in einem Obductionsberichte vorlegen, und am Schlusse desselben ihr Gutachten über Gesundheit und Krankheit des zerlegten Objekts zum Besten geben.

Neben Friedrich's Charakter steht am schönsten und psychologischwahrsten der Heinrich des Löwen da; sein Wanken, sein Abfall vom Kaiser ist herrlich motivirt, wir fühlen den Schmerz des Kaisers lebendig mit, von dem er ergriffen wird beim Abfalle des sonst so getreuen, kräftigen Bundesgenossen und Vasallen.

Bedauern müssen wir, daß Otto von Wittelsbach, welchen jeder, der Eßlair in dieser Rolle im gleichnamigen Schauspiel von Babo gesehen, liebgewonnen hat[1], hier mit schwächeren Zügen geschildert dasteht. Der Minnesänger Heinrich von Ofterdingen ist eine gelungene — wenn auch Neben — Figur des dramatischen Gemäldes. Die Kaiserin Beatrice hätte, ohne dem Ganzen Abbruch zu thun,

---

[1] „Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Marius Babo (1756—1822), ist 1782 in München erschienen und hat sich, dank der glücklichen Behandlung des Gegenstandes, über achtzig Jahre auf den deutschen Bühnen gehalten. Der Titelheld ist einer jener gewaltigen Charaktere, deren Wiedergabe die besondere Bedeutung Ferdinand Eßlairs (1772—1840) ausmacht, der seit 1819 lebenslängliches Mitglied im Verbande des Hoftheaters zu München war.

unserns Erachtens ausfallen können, und besonders ist uns das Bild aus ihrem Munde (S. 52.)

Kaiser
Verzeihe, daß die Mücke kam, um sich
In deiner Sonne wieder zu beleben.

aufgestoßen.

Trefflich dagegen werden die Gesinnungen und der Geist der Mailänder, der schwäbischen Krieger und des Heeres Heinrichs des Löwen durch je zwei auftretende Individuen dargestellt, und schließen wir diese andeutenden Bemerkungen — denn eine gründliche Kritik dieses schon durch seine Idee und die Wahl des Stoffes großartigen Trauerspiels liegt außer dem Raume dieser Blätter — mit dem Wunsche einer baldigen Folge des zweiten Drama dieses Tragödiencyklus: Heinrich VI. Vor Allem wird eine Vergleichung des dritten Stücks dieser Reihe: Friedrich II. mit dem gleichnamigen Trauerspiele Immermann's von großem Interesse sein, indem sich dar-[S. 48 b]aus das Verhältniß und der größere und geringere Werth der beiden Dichter daraus entnehmen läßt. Wir halten uns diese Parallele beim Erscheinen des Grabbe'schen Drama's in diesen Blättern bevor. Immermann hat bekanntlich im Vergleich zu L. Halirsch, welcher P e t r a r k a gleichfalls wie er zum Sujet eines Drama gewählt und dramatisch behandelt, nachgestanden[1]. Wundern soll uns, wie es ihm in Beziehung auf Grabbe ergehen wird. Nach dem Grade der Theilnahme, welche dem Immermann'schen Friedrich II. zu Theil geworden ist vor der Blätterkritik und auf der Bühne — doch wer wollte vorgreifen? Erwarten wir erst das Erscheinen des Gedichtes aus Grabbe's Feder.

9.

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Vierzehnter Jahrgang. Berlin, 1830. In der Vereins-Buchhandlung. 80stes Blatt. Montag den 17. Mai. (Ausgegeben: 15. Mai.) S. 393—95 (in der „Zeitung der Ereignisse und Ansichten").

L i t e r a t u r : „Kaiser Friedrich Barbarossa. Tragödie in fünf Akten von Grabbe." (Frankfurt am Main. Herrmannsche Buchhandlung, 1829. —

[1] Immermanns „Petrarca" ist das dritte der 1822 von Schultz und Wundermann in Hamm und Münster verlegten „Trauerspiele", das gleichnamige dramatische Gedicht Ludwig Halirsch's erschien ein Jahr danach bei Wienbrack in Leipzig.

Im Jahr 1829 hat Hr. Grabbe uns schon eine Tragödie und zwar eine Doppel-Tragödie, die, so zu sagen, mit zwei Unendlichkeiten sich befaßt, geliefert: „Faust und Don Juan". In eben dem Jahr hat er den großen Cyclus seiner „Hohenstaufen-Tragödien" nicht nur begonnen, sondern ist mit seinem „Friedrich Barbarossa" schon in die Oeffentlichkeit vorgerückt; — Hr. G. wird entweder leicht fertig mit großen Stoffen, oder er behandelt große Stoffe leichtfertig. — In dem zu besprechenden Werke hat er die Fakta der Geschichte lose zusammengestellt und nach der höchsten Willkühr, nach völlig eignem Gutdünken sie auf- und ausgeschmückt; auf eine Schilderung der Zeit, der Charaktere, der herrschenden Interessen, der Absichten einzelner Parteien u. s. w. hat er sich aber nicht eingelassen. Wir sehen die Haupt-Figuren nicht thätig in ihrer Zeit und von ihren Stürmen ergriffen, sondern sie treten reflektirend auf und reden über sich, ihre Verhältnisse und die Zukunft, wie es allenfalls ein Historiker kann, der tausend Jahre später lebt. — Um Urtheil von Beweisen nicht zu trennen, gehen wir hier unmittelbar auf die Einzelheiten der Tragödie über. Das ganze erste Gespräch des Kaisers mit dem Kardinal (S. 47—49.) verräth in obigem Sinne ein viel zu historisches Bewußtseyn. Der Kaiser spricht von Felonie, von Fanatismus u. s. w. und macht zuletzt gar geschichtliche Bemerkungen:

„Aber eins vernimm,
Die Römer waren einst das erste Volk
Der Erde — nichts, so weit die Sonne glänzte,
War ihrem Heldenthum vergleichbar, und
Deshalb besiegten und beherrschten sie
Die Welt. Doch ihre Enkel arteten
Zu Memmen aus — da trat an Kraft der Deutsche
An ihrer großen Ahnen Stelle und
Wie einstens Roma's Adler packte er
Den Erdball. Darum sind wir Nachfolger
Und echte Söhne Roma's. Unser Werth
Ist unser Recht! —"

Wir wollen über solche Reden weiter nichts sagen, als daß ein deutscher Kaiser schwerlich damit seine Ansprüche auf Italien begründen konnte und wollte; wie es sich überhaupt fragt, ob dergleichen Floskeln den Verhandlungen zweier hochmüthigen Parteien angemessen sind und dieselben schildern können. — Doch dies mag dem Autor hingehn, hätte er uns nur das Verhältniß Heinrich des Löwen zum Kaiser nicht noch viel abentheuerlicher geschildert. Heinrich der Löwe tritt mit einem Monolog auf, in welchem er sich eingesteht, daß er ein viel zu großer Mann sey, [S. 394a] seinem Kaiser zu dienen. Auch hier müssen wir unsre frühere Bemerkung wiederholen; ein Historiker kann den Treubruch der Welfen wohl mit innerer

Größe entschuldigen, der Welf selber aber darf ihn weder dadurch rechtfertigen, noch dies Bewußtseyn als allgemeines Motiv aller Handlungen bei sich f ü h l e n und stets damit prahlen. Im zweiten Akt (Scene 2) sehen wir jedoch Heinrich den Löwen dem Kaiser um den Hals fallen und ihm ganz freundschaftlich und herzlich erklären, daß er von ihm abfallen werde; vergebens fleht ihn (den Vasallen) der Kaiser f u ß f ä l l i g an, solchen Vorsatz aufzugeben; Jener vermag es nicht, seiner leidigen Größe halber, der er sich bewußt ist, und obendrein ahnet er, daß dieser sein Abfall Deutschland auf tausend Jahr zersplittern werde, welches von Neuem eher Kenntniß eines später lebenden Historikers ist, als Ahnung eines Helden jener Zeit. Alle Divination liebt Bilder, aber wo sind die ahnungsreichen Bilder in folgenden Versen:

„Er
Ist da, der Tag, wo sich der Welfe trennt
Vom Hohenstaufen, wo die deutsche Erde
Zerrissen wird nach Nord und Süd, und wie
I c h a h n e , a u f J a h r t a u s e n d e."

Nicht minder auffallend tritt dies historische Bewußtseyn in der spätern Unterredung mit dem Kaiser und dem Papst hervor. Sie v e r h a n d e l n ihre Angelegenheiten nicht mit einander, sondern gestehen sich nur diejenige Uebereinkunft ohne Weiteres zu, welche die Geschichte von Beiden überliefert. Dagegen aber streiten sie sich, ob Papst- oder Kaiser-Herrschaft besser sey. Der Papst sogar warnt den Kaiser unter Anderem folgendermaßen (S. 132):

„Weit sieht man von der Höh' des Vatikans:
Was du erstrebtest, k a n n zur Wahrheit werden,
Doch du ging'st her v o r deiner Zeit. Wer aus
Der Zeit tritt, wird ihr fremd."

Wie kann der Papst das wissen, und so modern-philosophisch sich ausdrücken? und wie ist es möglich, daß der Hohenstaufen ihn versteht, der doch gewiß keine historischen Collegien über sich selbst gehört hat? — Eben diese Erscheinung gewährt uns der Prinz Heinrich. Der Kaiser schlägt ihm vor, die Königin der beiden Sicilien zu heirathen. König Heinrich sieht das Vortheilhafte der Verbindung ein, obschon er bereits liebt:

„Ich war,
Ich bin verliebt. — Es wohnt Cäcilia
Fern am Rhein, dem Herzen ist sie nah —
A l l e i n i c h b i n w i e d u e i n H o h e n s t a u f e."

Der Kaiser achtet die Verbindung in Venedig schon so gut als richtig, obgleich er eben erst auf diesen Einfall kam:

„Ha! was hat mich durchzuckt,
Als ich da eben stand dem Papst zur Seite!“

Das Sprüchwort, wer's Glück hat u. s. w. kümmert ihn nicht, weil er die — Geschichte kennt. — Zuletzt endlich beseufzt Heinrich der Löwe noch einmal, daß er den Kaiser bekämpfen muß:

„Mathildis! wär' ich doch auf jenem Stern geboren,
Ich könnte niederschau'n, den Kaiser lieben,
Und brauchte nicht mit ihm die Schlacht beginnen!
Er ist ein Mann, — so lang die Sonne leuchtet,
Nie strahlte sie um einen Herrlichern!
[Mathildis.]
Und denkt der Kaiser eben so von dir?
[Heinrich der Löwe.]
Er thut's gewiß!
[Mathildis.]
So ist die Welt zu klein für ihn und dich.“

Am Ende wird Heinrich der Löwe geschlagen und er flieht nach England, um, wie ihm ahnt, eine Seemacht zu gründen. Sein treuer Schildknapp kriecht ihm auf allen Vieren nach. Des Dichters eigne Angabe lautet:

„Doch nach kriech' ich des Herzog's Spuren.
(Er kriecht auf dem Wege fort, auf dem Heinrich der Löwe die Bühne verlassen.)“

[S. 394b] Gehen wir aber auf die Einzelheiten der Charaktere ein, so treffen wir noch viel seltsamere Dinge an. So z. B. muß der Schauspieler, welcher den Kaiser vorstellt, mit wundersamen Augen begabt seyn; der Dichter läßt ihn sagen:

„Mit diesem Blicke, den ich auf mein Heer
Hier werfe, feßl' ich es an meine Brust.“

Wirklich ruft das Heer nach diesem Blick:

„Hoch lebe der Kaiser!“

Der Kaiser fühlt sich nicht wenig darüber geschmeichelt, denn er spricht:

„Hört ihr den Donner? zündete der Blitz?“

Und Heinrich der Löwe gesteht ein:

„Das sind Hohenstaufen-Augen.“

Das Verhältniß des Kaisers zur Kaiserin ist, daß diese lauter Zartheit, jener lauter Kraft seyn soll; ihr ganzes erstes Gespräch dreht sich um die Worte:

„Du jubelst, ich zittre in Gefahren;“

und wieder sagt Heinrich der Löwe hievon:

„Es flüsterte die Liebe eben — doch
Auch darin hört' ich den Waiblinger s u m m e n ;
Jetzt tritt der L ö w e vor dich hin und spricht
Zu dir mit L ö w e n s t i m m e."

Er sagt jetzt aber gar nichts Löwenartiges; er räth dem Kaiser nur vom Feldzug ab. Ein Löwe zu seyn, scheint überhaupt die fixe Idee Heinrich's. Sein erstes Wort ist nicht nur immer: „Ich der Löwe" (sogar in seinem ersten Monolog Seite 29) sondern auch folgende Worte lassen keinen andern Sinn zu, und der Schauspieler könnte verführt werden, sie mit Löwen-Gesten zu sprechen:

„Doch
Nunmehr erkennt den Leu'n, wenn er zum Sprung
Ausholt — Still wie der schwüle Sommerhimmel
Und doch urplötzlich wetterflammend.
(Er richtet sich zornig auf)
Lanzknechte Landolph! Wilhelm! eilt herbei,
Ergreift die Bayergrafen! schließet sie
In Ketten — führt sie mit uns nach
Der Harzburg — dort lass' ich sie richten."

Eben so (S. 83.):

„Der Löwe zittert nicht vor Jägern, ob
Ein Kaiserlicher auch darunter jage,
— E r s c h ü t t e l t n u r d i e M ä h n e."

Selbst der Bischof von Mainz, obschon er ein echter Humorist ist, begeht doch Dinge, die sich nicht rechtfertigen lassen; er spricht in dem Charakter des Dichters, statt daß der Dichter in den Charakteren seines Drama's reden sollte. Am Ende stirbt er mit dem Worte: „Sela!" — Was nun die Kaiserliche Pfalz, das Turnier u. s. w. betrifft, so hat Hr. Grabbe sich gänzlich auf den theatralischen Pomp verlassen und nichts weiter gethan, als — ihn vorgeschrieben. (S. 32. 95. u. s. w.) Könige und Reichsgrafen treten nur auf, um vor des Kaisers Zelt Wache zu halten und haben sonst wenig zu thun. Die Kreuzzüge sind nur in einzelnen Worten angedeutet und als Repräsentant der poetischen Tendenz jenes Zeitalters erscheint Heinrich von Ofterdingen ebenfalls nur mit wenigen Worten. — Wir wollen diesen Anachronism dem Dichter vergeben, aber wenn ein Heinrich von Ofterdingen überhaupt jemals existirt hat, so lebte er vielleicht hundert Jahre später. Nur darin können wir des Dichters Meinung nicht seyn, daß Heinrich von Ofterdingen das Nibelungen-Lied bearbeitete. — Haben wir nur das Verfehlte hier angegeben und gewissenhaft mit Beweisen belegt, so sind wir wiederum dem Dichter schuldig einzugestehen, daß er in einzelnen

Stellen Talent, Gefühl, Gewandtheit und Kraft der Sprache verrathen, die eines echten Dichters würdig sind; — wenn dergleichen nur nicht gar zu einzeln dastände! — Wir wollen eine Stelle nur angeben, um dabei zu fragen: wie ist es möglich, daß ein Dichter, der so reden kann, [S. 395a] zugleich auch solcher Vergehungen, wie oben angegeben, sich schuldig gemacht?

Also redet der Kardinal:
„Die Vatererde! Für
Die Vaterstadt, für's Vaterland, für ganz
Italien streitet ihr! Sey Friedrich noch
So mächtig. Unsre Bundsgenossen sind
Weit mächtiger. — Es sind die Männerbrüste,
Die wie ein ewiges Erdbeben heiß
Für Freiheit und für Ehre pochen — dort
Die Berge, dieser Strom, ja jeder Baum
Der in der Heimath prangt. — Hemmnisse sind's
Dem Feinde, doch uns treue Kriegskamm'raden.
— Und Heil ihm, der für's Vaterland dahinsinkt,
Nicht größer, edler kann er untergehn.
Er fällt für Haus und Stadt, für Kind und Eltern,
Er fällt für seine späten Enkel, blutet
Für künftige Jahrhunderte und stets
Wird seines Grabes Rasen grünen, denn
Der Bürger Thränen werden segnend ihn bethauen!"

Wer solche Gedanken und Verse hat, ist ein Dichter; aber diese Einzelheiten haben leider nichts Versöhnendes für uns, sondern etwas Betrübendes und Niederschlagendes vielmehr, denn sie beweisen eben, wie wenig der Autor der eigentlichen Stimme seines Genius folgt. Die Ueberschätzung seiner Kräfte bewegt ihn, nur die höchsten Stoffe seiner Bearbeitung würdig zu erachten und ein blindes Vertrauen auf seine Genialität raubt ihm, wie es scheint, jedes Urtheil, allen wählenden und verwerfenden Geschmack. Da seine dramatischen Personen so vernünftig über ihren Werth, ihre Stellung und Zeit urtheilen, warum nimmt sich der Dichter nicht ein Beispiel an seinen eignen Geschöpfen? — Er lerne seine Kräfte schätzen, bemühe sich die Tendenz seiner Zeit zu begreifen, um redlich und kräftig darin wirken zu können, und hat er auf solche Art seinen Beruf begriffen, so wird er viel Bedeutenderes — aber vielleicht in einer ungleich bescheidneren poetischen Sphäre — leisten können.

Dr. Schiff.

10.

Literarische Beilage zu [Karl Konrad] Streit's Schles.(ischen) Provinzial-Blättern. (Fortgeführt von Wilhelm Sohr. Bd. 92. Juli bis December 1830.) Siebentes Stück. Juli 1830. S. 301—302[1].

Kaiser Friedrich Barbarossa von Grabbe, als erster Theil des Tragödien-Cyclus: die Hohenstaufen. Der Dichter zeigt sich allerdings hier in einem günstigeren Lichte und wir wünschen von Herzen, er glaubte nicht an das fast beispiellos freche und marktschreierische Lob seines Verlegers und dessen Söldlinge unter dem [!] Recensenten, denn alsdann ist wohl Günstiges von ihm zu erwarten. Die Charakterschilderungen in diesem Gedichte sind mitunter trefflich zu nennen, auch die Sprache ist freier von dem Schwulste, der in der Tragödie Don Juan und Faust sich brüstet und welchen der Verleger als Genialität und göttliche Kraft anpreiset, indeß ein schönes, abgerundetes Ganze ist dies Gedicht doch nicht zu nennen. Einzelne Momente ergreifen allerdings, andere sind verfehlt, weniger durch die Schuld des Dichters bei der Behandlung, als bei der Wahl des Stoffes. Das[s] die Hohenstaufen dramatische Charaktere sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ihre Geschichte in solcher Gesammtheit, als sie unser Verfasser und auch schon ein anderer Dichter[2] vor ihm behandelt, ist indeß [S. 302] kein Vorwurf fürs Drama, sondern nur für das Epos. Da sich indeß ein solches Hohenstaufenlied in der deutschen Nation bisher nicht gebildet hat, und jetzt die Zeit zur Gestaltung eines solchen sich nicht mehr günstig darbietet, so scheint es, daß die Geschichtsschreibung durch wahrhafte, aber geistreiche und großartig einfache Darstellung der gewaltigen und tragischen Ereignisse dieses Herrscherhauses, die größte und tiefste Wirkung bei uns hervorbringe. — Man vergleiche z. B. die Beschreibung des Reichsfestes in Mainz in Raumers Geschichte der Hohenstaufen, mit der kümmerlichen Gestalt, die unser Dichter ihm in seiner Darstellung nur hat geben können. Die Schuld ist nicht die seines Talentes, sondern der Unmöglichkeit, diese gigantische Herrlichkeit in die engen Grenzen dramatischer Form zu passen, und diese Bemerkung gilt so ziemlich von Allem in diesem Gedichte, welches aus den Schranken des Zwiegesprächs in die Fülle der Völkerbewegung hervortritt. Nationen sind keine Personen fürs Drama, dieses hält sich ans Individuum und vermag nur mit diesem auf Herz und Verstand des Lesers oder Zuschauers einzuwirken.

---

[1] In einem Sammel-Referate über „Dramatische Literatur (1829)" im Anschlusse an die Besprechung des „Don Juan und Faust". (Siehe Bd. 2, S. 100—101 unter Nr. 21.)

[2] Ernst Raupach, dessen Zyklus gleichfalls mit „Friedrich Barbarossa" beginnt.

11.

Mitternachtzeitung für gebildete Stände. Fünfter Jahrgang. 1830. [Redigiert von Eduard Brinkmeyer.] Braunschweig und Leipzig: Im Verlags-Comtoir. N° 138. Braunschweig, am 16. Juli. S. 553—54.

Preßzeitung.

Inhalt: Grabbe's Friedrich Barbarossa — Holtei's Leonore — Töpfers Lustspiele.

Mai.

Friedrich Barbarossa. Tragödie in 5 Acten von Grabbe. Frankf. a. M. Hermann'sche Buchhdlg. 1829. 210 S. 8.

Raumer hat durch seine Geschichte der Hohenstaufen die Aufmerksamkeit unserer jetzigen deutschen Tragiker auf diese Herrscherfamilie hingelenkt, deren glanzvolle Größe und endlicher Fall, wie jeder Schicksalswechsel eines bewunderten Helden, als der dankbarste Stoff für die Tragödie dünken muß. Raupach und Immermann gingen zuerst daran, ihre Kräfte an einer Bearbeitung dieses national-geschichtlichen Stoffes zu versuchen. Grabbe setzte sich eine noch weit schwierigere Aufgabe, nämlich die ganze Geschichte dieses Fürstengeschlechts in einem Cyclus von Tragödien auf das Theater zu bringen. Die in dem hier vorliegenden ersten Bande gelieferte Probe läßt jedoch vermuthen, daß es dem Dichter keinesfalls darum zu thun gewesen, das deutsche Repertoir mit einer guten Tragödie zu bereichern, sondern ein Heldengedicht in der Form des Dia-[S. 553b]loges zu liefern, denn dramatisches Element ist hier am wenigsten vorzufinden. Zartheit und Gemüth wechseln hier nicht mit der ungebändigten Kraft des Helden, und farblos sind die Gestalten Beatricens und Mathildens. Mit desto größerer Vorliebe sind Barbarossa und Heinrich der Löwe vom Dichter gezeichnet, als die echten Repräsentanten deutschen Heldensinnes und ritterlicher Tapferkeit. Aber nur den unerbittlichen Krieger erblicken wir in Hohenstaufen, daheim, auf seiner Kaiserburg, in der Umgebung der liebenden Gattin, wie im Tosen der Schlacht. Sein sanfteres Gefühl bahnt sich den Weg durch das Felsenherz des rauhen Mannes, und selbst die Frauen der beiden Helden scheinen etwas von dem kriegerischen Sinne ihrer Gatten gegen die sanfte Weiblichkeit eingetauscht [zu] haben. Aber wenn der Dichter Heinrich den Löwen, der die wachsende Macht des Kaisers mit neidischen Blicken betrachtet, seiner Mathilde klagen läßt (S. 177):

— »Mathildis, wär' ich doch auf jenem Stern,
»Der da so ferne blinkt und schön geboren!
»Ich könnte niederschau'n, den Kaiser lieben,
»Und brauchte nicht mit ihm die Schlacht beginnen! —
»Er ist ein Mann — so lang' die Sonne leuchtet,
»Nie strahlte sie um einen Herrlichern!«

[S. 554a] so ist die Absicht, die Bewunderung des Lesers für seinen Helden zu gewinnen, weit eher erreicht, als wenn er (S. 69) ihm an die sächsischen Feldherrn die Worte in den Mund legt:

— »Doch
»Nunmehr erkennt den Leun, wenn er zum Sprung
»Aushohlt. — Still wie der schwüle Sommerhimmel!
»Und doch urplötzlich wetterflammend!«

Denn nicht die rauhe Mannskraft, sondern die große Seele, die das Verdienst auch in dem Gegner ehret, verräth den wahren Helden, den die Nachwelt bewundernd anerkennen muß.

Noch glänzender tritt der Charakter des Kaisers in seiner Denk- und Handlungsweise gegen den stolzen Nebenbuhler seiner Macht hervor. Doch zuweilen verfällt Grabbe, wie viele seiner Zeitgenossen, in die Shakespearo-Manier. So spricht der Erzbischof von Mainz, als er von Heinrich dem Löwen den Todesschlag empfängt, die Seele aushauchend, in scherzhaftem Tone die letzten Worte:

— »Ja, ja, dein »So« —
»Es ist der Tod! — der Teufel hol' die »So's!«
»Ich sterbe — sterbe — Sela!«

Dies erinnert zu sehr an die Sterbeweise Mercutio's in Romeo und Julie, ist aber hier ganz am unrechten Platze angebracht, denn ein Erzbischof stirbt nicht wie ein roher Kriegsgeselle.

Das Zwiegespräch zwischen Wilhelm und Landolph, in der zweiten Scene des ersten Acts, ist ein noch unverkennbareres Zeichen, wie meisterhaft Hr. Grabbe die Mängel und Schwächen seines großen Vorbildes in seinen eigenen Dichtungen anzubringen weiß.

Möge Hr. Grabbe ähnliche Auswüchse einer wilden Phantasie sorgsam auszujäten bedacht seyn, um den Namen eines Dichters in vollem Maaße zu verdienen.

.....

12.

Literatur-Blatt. Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel. N°. 74. [Beilage zu Jg. 24, N°. 171 des „Morgenblattes für gebildete Stände". Stuttgart und Tübingen, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.]
Montag, 19. Juli 1830. S. 295—96.

Schau- und Trauerspiel

[.....]

8) Kaiser Friedrich Barbarossa. Eine Tragödie in fünf Akten von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermannsche Buchhandlung, 1829.

Mit diesem Drama beginnt der Dichter einen Cyklus von Tragödien, welche die ganze Geschichte der Hohenstauffen in der Weise umfassen soll, wie Shakesspeare den Krieg der beiden Rosen in einem Trauerspielcyklus dargestellt hat. Früher hat schon Nienstädt den gleichen Plan in sieben Trauerspielen ausgeführt. Von Waiblinger in Rom behauptete man, daß er denselben Plan hege[1]; ja, wenn ich nicht irre, hat man vom Grafen Platen etwas ähnliches geäußert. Ich kann aber nicht glauben, daß er dergleichen beabsichtige[2].

Ich habe schon vor mehrern Jahren in diesen Blättern bei Gelegenheit der Nienstädtschen Arbeit den Plan, die Hohenstauffen zu dramatisiren, sehr bedenklich gefunden[3], und muß hier wiederholt die Gründe geltend

---

[1] Daß Wilhelm Waiblinger in der Tat während seines römischen Aufenthaltes sich mit der Idee getragen hat, die Hohenstaufen zu einem Zyklus von Dramen zu benützen, bestätigt sein Biograph H. v. Canitz. Waiblinger befand sich damals in einer sehr bedrängten Lage, und Graf Platen war der einzige, der ihm freundschaftlich beistand und ihn nach Kräften unterstützte. (Vgl. „Gesammelte Werke, mit des Dichters Leben von H. v. Canitz", Bd. 1, Hamburg [Cannstadt] 1839, S. 135.)

[2] In einem an den Grafen Friedrich von Fugger-Hoheneck gerichteten Briefe vom November 1827 erklärte Platen die Hohenstaufen als geeigneten Gegenstand für ein Epos von nationellem Gehalte und spielte auch im folgenden Jahre in Rom mit dem Gedanken an eine epische Trilogie, in deren Mittelpunkt die Hochzeit Heinrichs VI. mit Konstanze stehen und deren Ende der Tod Konrads IV. bilden sollte. (Vgl. Rudolf Schlösser, „August Graf v. Platen", Bd. 2, München 1913, S. 281.)

[3] Wilhelm Nienstädt, Die Hohenstaufen. Cyklisches Drama in sieben Abtheilungen. (1. Abth.: Hohenstaufens Aufgang: Waiblinger und Welfen; historisches Drama. 2. Abth.: Hohenstaufens Glanz: Friedrich der erste; romantisches Drama. 3. Abth.: Hohenstaufens Verfinsterung: Heinrich der sechste; romantisches Schauspiel. 4. Abth.: Hohenstaufens Wiederkehr: Die Befreiung; Schauspiel. 5. Abth.: Hohenstaufens Niedergang: Friedrich der zweite; Tragödie. 6. Abth.: Hohen-

machen, die dagegen sprechen. — Das Beispiel Shakespeares paßt nicht Der Krieg der beiden Rosen gestaltete sich schon in der Geschichte ächt dramatisch. Der Schausplatz ist beschränkt, es drängt sich alles auf einen Punkt zusammen in England und um den englischen Thron. Der Schauplatz der Hohenstauffen aber umfaßt beinah ganz Europa und erstreckt sich sogar bis auf Asien. Schon dadurch überschreitet ihre Geschichte den dramatischen Kreis und dehnt ihn zu einem epischen aus. Bei Shakespeare ist ferner alles Handlung, es kommt nur auf Schlachten und Empörungen, Thronbesteigungen und Hinrichtungen an; bei den Hohenstauffen ist der Geist der Zeit wichtiger als die Begebenheiten, es kommt auf Ideen an, und die Handlungen gehn nur aus den Ideen hervor, die Charaktere sind nur Träger und Repräsentanten der Zeitideen. Was die Yorks und Lankaster thun, begreift sich von selbst, was die Hohenstauffen und Welfen thun, muß erst aus der Tendenz des Jahrhunderts erklärt werden. Dort handelt es sich um eine Krone, hier handelt es sich um die Reformation des ganzen Mittelalters. Das poetische Interesse ist in jener englischen Geschichte an Personen geknüpft, in der Geschichte der Hohenstauffen aber [S. 295b] an Völker, an die ganze Menschheit und deren welthistorische Ideen. Dort erfüllt es die Bühne, hier wird ihm die Bühne überall zu eng und zu klein.

Man muß indeß Herrn Grabbe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er vollkommen eingesehn hat, worauf es ankam, und daß er nur insofern gefehlt hat, als er es in seiner bekannten poetischen Kühnheit dennoch gewagt hat, das Unmögliche leisten zu wollen. Er ist weit entfernt, das Beispiel seiner Vorgänger zu befolgen. Nienstädt in seinen sieben Dramen, Immermann in seinem Friedrich II.[1] v. Heyden in seinem Kampf der Hohenstauffen[2] haben sämmtlich den unverzeihlichen Fehler einseitiger Parteilichkeit begangen. Wie schülerhaft geistlos stellen sie die Hierarchie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts den Hohenstauffen gegenüber! Welche jämmerliche Romanpfaffen machen sie aus den Kirchenriesen jener Zeit, zu welcher Gemeinheit ziehn sie den religiösen Aufschwung der Kreuzzüge herab! Haben die frivolen Versemacher des neunzehnten Jahrhunderts wohl eine blasse Ahnung von den Jahrhunderten heiligen Ernstes

---

staufens Abendröthe: Conrad der vierte; romantisches Trauerspiel. 7. Abth.: Hohenstaufens Erlöschen: Conradin; Trauerspiel.) Leipzig, Barth 1826. — Die Besprechung ist in Nr. 19 des „Literatur-Blattes“ vom 6. März 1827 auf den S. 73—75 enthalten.

[1] Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann & Campe 1828.

[2] Trauerspiel. Berlin, Reimer 1828. Vorangegangen war ein Trauerspiel „Conradin“ (ebenda 1819).

und zermalmender Kraft? Doch wie kann der schwache Geist den starken begreifen? Grabbe ist selbst ein starker Geist, er faßte den Geist der alten Zeit und ihrer Helden, der Friedriche und Alexander, der Heinriche und Innocenze. Sein Drama ist dem Geist nach nicht unwürdig seines Gegenstandes. Er hat eine Welt darin zusammen[ge]drängt, und in dem kleinen Bilde erkennen wir alle großen Züge der Geschichte wieder, unverstellt, voll Mark und Leben.

Wir sehn in diesem wunderbaren Bilde hauptsächlich vier Gewalten einander gegenüberstehn, die Kirche, den Kaiser, den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Die Geschichte lehrt, daß diese Gewalten sich wechselseitig Ehre machten, daß jenes Jahrhundert einen herrlichen Kampf der Kraft gegen die Kraft, der Größe gegen die Größe zur Schau stellte. Auf welche Seite wir uns wenden, überall finden wir erhabne Charaktere und eine frische herzerfreuende Kraft, wie bei Homer in Ilium zugleich und im Lager der Griechen; jedem Achill steht ein Hektor gegenüber. So hat auch Grabbe jenen Kampf dargestellt. Besonders müssen wir an ihm rühmen, daß er die imposante Stellung der Kirche zu jener Zeit so frei und richtig erkannt hat. Wenn sein Barbarossa sich vor dem Papst Alexander auf die Erde wirft, so begreifen wir, warum er es thut, und der Held erscheint nicht kleinlich und entehrt durch diese Handlung, weil sein Ueberwinder selbst groß und majestätisch, als das Haupt der Kirche, als der irdische Gott erscheint. Wie würden sich wohl unsre guten liberalen Trauerspielverfertiger geberdet haben, wenn sie Barbarossas Ehre hätten retten wollen, ohne dem Papst die seinige zu gönnen? Wer die Zeit der Hohenstauffen darstellen will, muß [S. 296a] vor allen Dingen den Spruch beherzigen: gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!

Grabbe hat aber nicht nur den Gegensatz vom Papst und Kaiser, von Kirche und Staat, sondern auch den nationellen zwischen Italienern und Deutschen im Kampf des deutschen Heers mit den Lombarden, und wieder der Schwaben und Sachsen, der Süd- und Norddeutschen im Kampf des Kaisers mit Heinrich dem Löwen auf eine sehr poetische Weise dargestellt. Ueberall ist Wahrheit und Leben in seinem Gemälde. Jeder Held ist nach dem Charakter der Zeit überhaupt, nach seiner Nationalität, nach seinem Stand und Alter scharf markirt und so bewegt sich die überaus reiche Gestaltenwelt dieses Dramas vor unsern Blicken, ohne daß eine Gestalt in die andre verschwimmt.

Allein das Drama erfüllt doch im Ganzen nicht die Bestimmung eines Dramas. Der Stoff ist zu groß, zu unförmlich für das Drama. Das Interesse wird auf zu viele Seiten hin vertheilt, drängt sich nicht in eine Mitte zusammen. Jede Episode dieses Dramas hat ihr eignes Interesse, ist ein eignes

Drama für sich, hat seinen eignen Anfang, Mitte und Schluß; aber das Ganze hängt nicht zusammen und der Ausgang kann uns poetisch nicht befriedigen. Der Kaiser zieht zulezt nach Palästina, das ist ein Abgang, aber kein Ausgang. Nur der Charakter und das Schicksal Heinrichs des Löwen entwickeln und vollenden sich ganz vor unsern Augen, nur er könnte der dramatische Mittelpunkt seyn, aber er ist nicht der historische. Er ist unwichtiger als Kaiser und Papst.

Das Werk ist somit kein bühnengerechtes Drama, aber immerhin ein sehr schönes Gedicht in dramatischer Form, und das beste, womit uns der geniale Grabbe bisher beschenkt hat. Von den Bizarrereien, die wir in seinen andern Werken rügen mußten, ist hier wenig oder nichts mehr übrig. Vielleicht drückt er sich zuweilen in der Rede noch zu stark, zu sententiös aus; aber dieß fällt hier weniger auf, weil sich überhaupt hier alles mehr zusammendrängt, weil der unendliche Reichthum von Handlungen und Charakteren, von religiösen und politischen, nationellen und romantischen Interessen, die hier durcheinanderspielen, den kurzen und schlagenden Ausdruck natürlich und nothwendig macht. Langweilige Dialoge wären hier am unrechten Orte, das Drama würde dann nie enden.

Ueber den Charakter Heinrichs des Löwen muß ich noch eine Bemerkung anknüpfen. Ich gestehe, daß es mich wundert, warum Grabbe gerade hier, und hier allein dem schlechten Beispiel seiner Vorgänger, vorzüglich Klingemanns[1], gefolgt ist? Man ist gewohnt, Heinrich den Löwen als einen großen Helden zu rechtfertigen und mit Ruhm zu überschütten, aber ist sein Verrath am Kaiser nicht dennoch ein unverzeihlicher s c h l e c h t e r S t r e i c h? [S. 296b] und ist die Art und Weise, w i e er ihn verräth, nicht noch viel schlechter, als der Verrath selbst? Den Freund, den Kaiser, erst sicher machen und dann in der Stunde der Gefahr verlassen, das ist kein offner Verrath, keine kecke Empörung im Styl der mittelalterlichen Ritterlichkeit, sondern eine feine, moderne, diplomatische Perfidie, so unritterlich wie Meuchelmord von hinten. Die Sache läßt sich nur aus einem Gesichtspunkt entschuldigen. Heinrich der Löwe war ein Deutscher. Der Deutsche ist nicht dumm genug, seinen Vortheil nicht einzusehn, aber auch nicht schlecht genug, um sich gleich zu einem schlechten Streich entschließen zu können. Er schwankt, ist ehrlich und treu mit Neid und Scheelsucht, und möchte den Verrath üben, ohne unehrlich zu werden. Da wartet und wartet er so lange, bis ihm der Drang der Umstände einen Entschluß ab-

[1] Dessen „Heinrich der Löwe", eine historische Tragödie in fünf Akten, ist im ersten Bande seines „Theaters" (Tübingen, Cotta 1808) enthalten. Aus dem Konflikt mit Kaiser Friedrich Barbarossa, den „niedere Neider" zum Argwohn gegen ihn empört haben (S. 148), geht der Herzog als moralischer Sieger hervor.

nöthigt, und nun wird er trotzig, sucht sich selbst in Hitze zu jagen, um sich vor sich selbst zu entschuldigen und vollbringt die Schandthat gerade da, wo man sie am wenigsten erwartet hätte, und die lange Scheu vor der That, das lange Verhehlen der Absicht, die lange Verstellung, das lange Ehrlichthun macht die That dann noch weit abscheulicher, als sie sonst gewesen seyn würde. Das ist deutscher Verrath, deutsche Tücke, wie wir sie leider aus hundert Beispielen der Geschichte kennen. Wenn es nun aber solche Beispiele gibt, so sollte der Dichter sie nicht beschönigen, sondern sie in ihrem wahren Lichte zeigen. So hätte Grabbe uns Heinrich den Löwen nicht so edel schildern sollen, er hätte unbeschadet der Poesie von ihm sagen dürfen: er war ein Judas, weil er seinen Herrn und Freund verräth, und noch schlimmer als Judas, weil er nicht nur vor der Welt, sondern auch vor sich selber den Ehrlichen spielen wollte. Solche Charaktere sind zwar in der deutschen Geschichte allbekannt und nicht selten, aber sie warten noch auf den Dichter, der sie ganz so auffaßt, wie sie sind.

Ueberhaupt wäre die Art, wie sich die sogenannte deutsche Gutmüthigkeit mit dem Laster abzufinden pflegt, einmal eines psychologischen Bedenkens werth. Wer nur mit einigermaßen offnen Augen umhersieht, kann solchen sentimentalen Schurken überall in Deutschland begegnen. „Nimm mirs nur nicht übel, daß ich ein Schuft bin, ich bin ja sonst ein guter Kerl und habe dich lieb," — das muthet man einem in Deutschland zehnmal für einmal zu. Daher ist es auch eine alte Erfahrung, daß man sich in Deutschland mehr vor den sogenannten guten Freunden, als vor den offenbaren Gegnern in Acht zu nehmen hat, und die ganze Geschichte beweist, daß die Deutschen nie gefährlichere Feinde hatten, als sich selbst.

[Wolfgang Menzel[1].]

---

[1] Grabbe dankte Menzel für die beiden, in Nr. 74 des „Literatur-Blattes" erschienenen Rezensionen des „Don Juan und Faust" und des „Kaiser Friedrich Barbarossa" unterm 3. August 1830 (Werke, hrsg. von Wukadinovic, T 5, S. 346 bis 47), was Menzel in seinen „Denkwürdigkeiten" (Bielefeld & Leipzig 1877) auf S. 268 vermerkt.

13.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.) Nr. 358. Freitag, 24. Dezember 1830. S. 1429—31 [1].

Kaiser Friedrich Barbarossa. Tragödie in 5 Akten von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermann. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *

Da geht es einmal lebendig zu! 34 mehrentheils fürstliche Personen mit ihrer ganzen Heeresfolge treten auf; ganze Völker tummeln sich vor unsern Augen herum; 2 Völkerschlachten werden geliefert; ein mächtiges Reich wird zertrümmert; Friedrich Barbarossa's Leben von der Schlacht von Legnano, bis zu dem Kreuzzuge, auf welchem er sein Ende fand, wird tragirt. Dieses Alles haben wir hier in einer Nuß; aber die Nuß ist hart.

Wenn wir nach einer von unruhigen Träumen erfüllten Nacht beim Erwachen die verschiedenen Traumgebilde, die sich darstellten, uns vergegenwärtigen, so finden wir, daß einzelne deutlich und lebendig, andere wild, verworren und unbestimmt an uns vorübergingen, daß die Wahrheit des Lebens mit der Ueberspannung und Abenteuerlichkeit des Traumzustandes sich vermischt hat, daß der Zusammenhang des innerlich Erlebten gleichsam nur äußerlich und zufällig war, und daß die Phantasie in einseitiger Thätigkeit ihr willkürliches Spiel mit uns trieb, während Vernunft und Willensfreiheit vom Schlummer gefesselt lagen. Dieses ist der Eindruck, den alle bis jetzt erschienene dramatische Dichtungen des Hrn. Grabbe auf seinen Leser machen, und der sich auch bei diesem Stücke wiederholt. Wäre es die Phantasie allein, die den Dichter macht, so könnte er ein wahrer Dichter sein, denn dieses geistige Element ist ihm in reichlicher Gabe zugemessen. Aber seine Phantasie ist nicht, was sie bei dem Dichter sein soll, das gehorchende Organ, vermöge dessen er reine, klare, lebendige Werke in herrschender, besonnener Bildungsfreiheit hervorbringt, sondern eine ungezügelte Kraft seines Gemüths, der er willenlos zu folgen, und was sie ihm vorbildet, so gut es gehen will, in einen äußerlichen schriftlichen Zusammenhang zu bringen scheint. Es fehlt ihm keineswegs an poetischem Sinn, ja, er bekundet oft sehr deutlich eine treffliche dichterische Auffassungsgabe, und es kann daher nicht fehlen, daß in seinen Productionen einzelne lebendige und glänzende Scenen, Bilder und Züge sich hervorthun. Da er [S. 1429b] aber die Fähigkeit, sie zu einem gerundeten harmonischen

---

[1] Wiederholt: Wilhelm Neumann's Schriften. Th. 1. Leipzig, F. A. Brockhaus 1835. S. 288—301, als Nr. XXIV.

* Durch Zufall verspätet. D. Red.

Ganzen zu ordnen, das Gefühl des Richtigen und Schicklichen, die Mäßigung und Ruhe des Künstlers, mit einem Worte, die göttliche Gabe der poetischen Darstellung entweder wirklich nicht in sich trägt, oder, sei es aus Ungeduld, sei es in dem Wahn, daß Mäßigung Schwäche, und Bildung unmännliche Fessel sei, mit Verachtung von sich stößt, so verfällt er in Wildheit, Ueberspannung und Nachlässigkeit und stößt zurück, wo er ergreifen will. Daher kommt es, daß wir in seinen Werken dicht neben dem poetisch Wahren und Tiefen das Ungehörige, Rohe und Wunderliche auftreten sehen und oft, wenn wir im Begriff sind, uns dem Dichter hinzugeben, uns von ihm abwenden müssen, die glückliche poetische Anlage bedauernd, die von ihm selbst gemishandelt und verwüstet wird.

Wollen wir nun die hier dargestellte Eigenthümlichkeit der dramatischen Kunstweise unsers Verfs. aus dem Beispiele des vorliegenden Stücks erweisen, so müssen wir sehen, wie er seine Aufgabe genommen hat, und die Art der Lösung in dem Gange des Dramas selbst verfolgen. Der in dem Leben Friedrich Barbarossa's liegende Sinn und Charakter offenbart sich deutlich genug in der Geschichte. Sein Streben war, den politischen Zustand der Länder, die er als das römische Reich betrachtete, durch absolute Unterordnung unter die kaiserliche Macht zu einer Einheit zurückzuführen, wobei ihm dann einerseits die Unlenksamkeit und der Unabhängigkeitssinn weltlicher und geistlicher Vasallen, andererseits der Freiheitstrieb der mächtig aufblühenden italienischen Republiken, beide benutzt und geleitet von der geistigen Kraft und List des nach einer andern Art von Herrschaft strebenden Papstthums, entgegenwirkte. Sein Charakter zeigt sich in der unerschütterlichen Willenskraft, in dem bis zur wilden Grausamkeit gesteigerten Starrsinn, in dem glühenden Heldenmuth, mit welchem er jenes Ziel, oft mit Ueberschätzung der eignen Kraft, verfolgte. So hat Hr. Gr. den Kaiser richtig aufgefaßt und sucht ihn in dieser Gestaltung in Handlungen und Worten darzustellen. In Heinrich dem Löwen stellt er ihm einen Lehnsmann von ebenso heftigem und kühnem Charakter entgegen, der, bisher sein treuster Freund, ihn nunmehr kurz vor dem Angriff der [S. 1430a] Lombarden plötzlich verläßt, weil er es müde ist, seinen weitstrebenden Planen zum steten Opfer hingegeben, auf immer neuen Heereszügen ihm zu folgen; weil er die durch ihn erlangte Größe selbständig genießen und im Norden Deutschlands ein unabhängiges mächtiges Reich stiften will. Dieses sind die Hauptcharaktere des Stücks, und ihr Gegeneinanderstreben ist die Wurzel der Handlung, die sich in folgender Weise entwickelt. Der Dichter zeigt uns zuerst den Schmerz und Rachedurst der von Neuem gegen den Kaiser aufstehenden Mailänder, die in die Trümmer der von ihm zerstörten Stadt, seinem Verbot zuwider, zum Wiederaufbau

einziehen und von dem Cardinal Ugolini, als Legaten des Papstes, zu Widerstand und Rache noch lebhafter angereizt werden. Diese Scene ist kräftig gezeichnet und von guter Wirkung. Nun werden wir in das Lager des Kaisers auf den roncalischen Gefilden geführt. Zwei Westfalen, Lanzknechte Heinrichs des Löwen, sprechen zuförderst ihr Misfallen an der wälschen Lebensart aus, wobei die Schlechtigkeit des italienischen Schinkens misfällig bemerkt, andere Irrthümer der transalpinischen Kochkunst aufgedeckt, und die westfälische Schweinezucht zum Nachtheil Italiens hervorgehoben, auch der Mangel an nürnberger Bier und Gose vom Harze mit Strenge gerügt wird. Die Greuel der frühern Zerstörung von Mailand, die Erfindsamkeit in der Menschenquälerei werden mit jubelndem Selbstlobe erzählt, Heinrichs des Löwen Heldenmuth in fabelhafter Ausschmückung geschildert. Diese Darstellung beleidigt den guten Geschmack durch übertriebene Grellheit und Breite in der Ausführung. Der Dichter vergißt, daß die Wahrheit der Kunst eine andere, höhere sein soll als die der gemeinen Natur, und daß die letztere im Kunstwerke nur allgemein und flüchtig angedeutet werden darf, um die erstere durch den Contrast um so reiner erscheinen zu lassen. Heinrich der Löwe, der nun auftritt, gibt seine oben schon angedeuteten Gesinnungen in einem Selbstgespräche zu erkennen. Er spricht es aus, daß seine und Friedrichs Größe nicht länger neben einander bestehen können, und beklagt den Kampf, den dies zur Folge haben muß, weil er im Herzen Friedrich mit wahrhafter Liebe ergeben ist und seine Größe bewundert. Dies Verhältniß ist mit poetischem Sinne aufgefaßt und sowol hier als in den folgenden Scenen glücklich dargestellt. Die Reichsfahne wird aufgepflanzt; der Kaiser tritt auf. Die Lehensträger des Reichs werden aufgerufen, die erschienenen von dem Kaiser begrüßt, die ausgebliebenen theils entschuldigt, theils in die Acht erklärt. Auch die Mailänder, als sie auf den Ruf des Herolds nicht erscheinen, werden geächtet und ihr Untergang ausgesprochen. Gleich darauf erscheint der Legat des Papstes und 3 mailändische Gesandte. Letztere werden, trotz dem Einspruche des Legaten und der Fürbitte Heinrichs des Löwen, von dem Kaiser sogleich zu unverzüglicher Enthauptung verurtheilt. Daß jene westfälischen Lanzknechte hier sich sogleich zur Hinrichtung der Mailänder anbieten, um „ihnen den schlechten Schinken [S. 1430b] einzutränken“, und daß Heinrich der Löwe hierbei ausruft:

Dunkle Ahnung
Spricht aus diesen Männern. Was sie fühlen,
Bei ihrer ungewohnten Speise, seh'
Ich klar; dem Sachsen ist es fremd und nutzlos,
Um dies Italien zu kämpfen!

gehört wieder in die Reihe des Unschönen und Bizarren, woran der Dichter ein so unbegreifliches Wohlgefallen findet. Auch das nachfolgende in rohes Gezänk ausartende Gespräch zwischen dem Kaiser und den ihn umgebenden Fürsten einer- und dem Legaten andererseits, wobei Otto von Wittelsbach mit dem Schwerte auf den Cardinal eindringt, um ihn zu tödten, macht bei seiner widerwärtigen Wirkung nicht einmal den Eindruck der Wahrheit, da die Heftigkeit desselben bei dem hohen Stande der Interlocutoren, auch nach dem Maßstabe jener rohern Zeit gemessen, zu ungezügelt und stürmisch ist, und das wilde Dazwischenschreien und die in Thätlichkeiten ausbrechende Wuth der Fürsten und selbst der gemeinen Menge, in Gegenwart des Reichsoberhauptes, auch in der rohesten Zeit des Mittelalters als eine empörende Unschicklichkeit erscheinen würde. In dem nämlichen Augenblick, als der Cardinal den Bannfluch über den Kaiser ausspricht, den dieser mit einem bloßen „So?“ erwidert, tritt die Kaiserin Beatrice mit den Worten auf:

Kaiser,
Verzeihe, daß die Mücke kam, um sich
In Deiner Sonne wieder zu beleben!

worauf der Kaiser antwortet:

O Heil und überird'scher Glanz den Sonnen,
In deren Stralen solche Mücken sich
Erfreuen!

Diese überbescheidene, von dem Kaiser noch aufgenommene und fortgesetzte Selbstvergleichung der Kaiserin mit einer Mücke mischt in die stürmisch-ernste Scene plötzlich einen Tropfen eiskalter Komik, ganz wider des Dichters Willen, der, in seinem Leichtsinn sich gehen lassend, für die Wirkung eines unschicklichen Ausdrucks durchaus kein Gefühl hat. Auch die folgende Rede der Kaiserin, worin sie ihre romantisch überspannte Sehnsucht nach dem Gemahl mit den Worten ausdrückt:

Ans Fenster drückt' ich meine Stirn, und es
Erglühte unter ihr das Glas.

erscheint in der zahlreichen Umgebung der Fürsten und des ganzen Heeres als unpassend. Beide geberden sich wie ein liebetrunkenes Brautpaar, so sehr, daß nach einigen weitern Wechselreden der Kaiser, in Gegenwart sämmtlicher hohen und niedern Anwesenden, den Arm um ihren Nacken schlingt. Aus diesem Traum weckt den zärtlichkeiterglühten Kaiser der Löwe Heinrich, indem er ihn von dem lombardischen Kriege, wiewol vergeblich, abmahnt. So bunt es an den Höfen des Mittelalters mitunter ausgesehen haben mag, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß domestica und

publica dort in so freier Weise untereinandergemischt worden wären, was denn auch jedenfalls auf ein heutiges Parterre nur mis-[S. 1431a]fällig wirken könnte. Die Könige und Fürsten halten darauf nach altem Brauch die Wacht um das Zelt des Kaisers, wobei der Cardinal noch einen vergeblichen Versuch macht, Heinrich den Löwen in den Bund des Papstes und der Lombarden hinüberzuziehen. Hiermit endet der erste Akt. Im zweiten erfolgt der Abfall Heinrichs des Löwen. Seine Vasallen geben hierzu, eingedenk des schlechten Lebens in Italien, freudig ihre Zustimmung, wobei denn Jordanus Truchseß auch an „des Breyhahns Mark und Schaum" erinnert. Die bairischen Vasallen, die dem Abfall männliche Vorstellung entgegensetzen, werden gefesselt zurückgeführt, und in dem Augenblick, als der Anzug des Lombardenheeres gemeldet wird, erklärt Heinrich der Löwe dem Kaiser, daß er ihm nicht weiter folge. In der hierauf folgenden Trennungsscene, in welcher der Kaiser den Löwen sogar kniefällig bittet, ihn nicht zu verlassen, zeigt sich wieder poetische Kraft und Wahrheit. Beide Herrscher, obgleich persönlich einander innig liebend, werden durch Verschiedenheit der Ansichten und Lebenswege unaufhaltsam auseinandergerissen. Bei ihrem letzten heftigen Scheiden droht der leidenschaftliche Wortstreit schon in allgemeinen Kampf der Heere überzugehen, was jedoch durch das besonnene Dazwischentreten der Kaiserin noch verhütet wird. Heinrich der Löwe zieht mit seinen Völkern ab. Der Erzbischof von Mainz, der soeben ankommt, ist eine von dem Dichter zwar etwas hart, doch im Ganzen kräftig und glücklich gezeichnete Figur. Sein Rath ist: „Beten und Dreinschlagen". Die übrigen Lehnsträger, vor allen der Graf von Hohenzollern, versichern den Kaiser ihrer Treue, worauf dieser, ihn umarmend, prophetisch die künftige Größe des Hauses Hohenzollern verkündet:

> Gewiß, daß einst, wenn Hohenstaufen
> In dieses finsteren Zeitalters Kämpfen
> Zu Trümmern sank, der Hohenzollern sich
> Bei hellern Sonnen wird erheben, Das
> Vollendend, was mein Haus begonnen, kühn
> Der Welt den Schild vorhaltend, welcher gleich
> Dem Himmel glänzt und tönet von
> Der Macht, der Wahrheit und der Freiheit Blitz und Donner!
> Ich ahn's, daß andre Friedriche mich einst
> Ersetzen, sei's aus meinem Hause, sei's
> Aus Euerm!

Dergleichen poetische Weissagungen après coup misfallen aus 3 Gründen: erstens weil sie zu leicht, zweitens weil sie, als eine der Zeit und ihren Mächten dargebrachte captatio benevolentiae, des Dichters unwürdig sind, und drittens weil sie, als zum Kunstwerk ungehörig, die reine Wirkung

desselben nur stören. Es beginnt die Schlacht bei Legnano, die der Länge nach auf der Bühne dargestellt wird. Dergleichen Scenereien, besonders in der Ausdehnung, die sich Hr. Gr. hier erlaubt, können nicht anders als ins Lächerliche fallen. Das Unternehmen ist aber von so merkwürdiger Art, daß versucht werden muß, dem Leser einen anschaulichen Begriff davon zu machen, wie weit das Feuer einer übelbeherrschten Phan-[S. 1431b]tasie einen Dichter ins Abenteuerliche führen kann. Er stellt uns zuerst auf den Standpunkt des Anführers der Lombarden, des Consuls Gherardo von Mailand, der seine Scharen und Banner nach der Reihe vorwärts commandirt, wie es der Gang der Schlacht erfodert. Dies geschieht aber nicht etwa durch abgesandte Kriegsgehülfen oder Boten, sondern durch lautes Rufen, wogegen man von der andern Seite auch das Commandiren und Rufen des Kaisers, das Geschrei der Krieger u. s. w. hinter der Scene vernimmt, wie aus folgendem Beispiel klar wird:

Gherardo *(commandirend).*
Lodenser, vor!
Zu Hülf' den Paduanern!
Kaiser Friedrich *(hinter der Scene).*
Erzbischof
Von Mainz, entgegen den Lodensern!
Erzbischof von Mainz *(hinter der Scene).*
Der Bischof grüßt Euch, wälsche Kröten! (!!)
Geschrei der Lodenser *(hinter der Scene).*
Zurück,
Wir sind verloren — Tod und Jammer!

Nachdem diese Scene hinter der Scene noch geraume Zeit fortgedauert, werden wir in eine andere Gegend des Schlachtfeldes versetzt, um die Fortsetzung von der kaiserlichen Seite anzuschauen. Hier schlägt der Erzbischof mit den schwer zu artikulirenden Worten: „Nußknacker, knacke!" unter die Veronesen, worauf einer derselben sogleich niederstürzt. Der Kaiser und die übrigen Fürsten schreiten nacheinander über die Bühne. Die Schwaben werden von dem Kaiser mit den Worten zum Kampfe angefeuert:

Landsleute, Schwaben, brecht los!
Nun macht mir Eure Schwabenstreiche!

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 359. Sonnabend, 25. Dezember 1830. S. 1433—34.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Tragödie in 5 Akten von Grabbe.
(Beschluß aus Nr. 358.)

Nachdem alle in die Schlacht vorgerückt sind und die Bühne völlig leer geworden ist, spielt das Stück, indem wir die Gespräche und das Rufen der

Anführer noch immer hören, lange Zeit noch ganz eigentlich hinter der Scene weiter, bis denn nach und nach der Kaiser und die zurückgeschlagenen Fürsten sich wieder auf der Bühne einfinden. Otto von Wittelsbach wankt, auf den Tod verwundet, mit der Reichsfahne herein. Er sinkt sterbend zu Boden, richtet sich jedoch, als die Reichsfahne über seinem Haupt geschwungen wird, noch einmal stark und groß auf, und erst nachdem er ausgerufen:

Da wehte Luft
Des Ruhms, des Lebens! — o, das ist der Hauch
Von meinem Adler! Er sprengt Todesketten!
Ich trinke ihn und fühle mich unsterblich!

sinkt er wieder hin und stirbt. Denkt man sich die mindestens eine halbe Stunde ausfüllende Vorstellung einer solchen größtentheils hinter der Scene vorgehenden Schlacht; erwägt man, daß Alles, was darin geschieht, aus dem Rufen der dem Zuschauer nicht sichtbaren Personen, die er an ihren Stimmen zu unterscheiden hat, erkannt werden muß, und daß der Raum, in welchem dieses Alles hörbar bleiben soll, auch für das winzigste Gefecht zu klein ist, so wird man über die Abenteuerlichkeit der Dichterphantasie erstaunen, die dem Gelüst zu einer solchen Unternehmung sich hingab. Den dritten Akt füllen die Unterhandlungen zwischen dem Papst Alexander und dem Kaiser zu Venedig, wo beide hohe Herren sich ihre innersten Gedanken, Meinungen und Ansichten mit einer naiven Offenheit und Freimüthigkeit mittheilen, die bei solchen Zusammenkünften wol nicht leicht vorkommen möchten. Kaiser Friedrich sagt:

Ich kämpfte für der Völker Freiheit,
Und Priesterherrschaft sucht' ich zu vertilgen!

Worauf der Papst antwortet:

Du thatest es, doch spür' in Deiner Seele —
Vielleicht nur, um die Kaiserherrschaft an
Die Stell' zu setzen! Welche ist die Beste?

Zuletzt trifft der Kaiser unerwartet auf der Burg Ho-[S. 1433b]henstaufen bei der Kaiserin ein. Der vierte Akt wird größtentheils durch die Feierlichkeiten des kaiserlichen Lustlagers bei Mainz ausgefüllt, wo denn, wie früher eine Schlacht, so hier ein Turnier der Hauptsache nach hinter der Scene äußerst kleinlich abgespielt wird, auch unter Andern Heinrich von Ofterdingen erscheint und von dem Kaiser mit großer Auszeichnung empfangen wird. Den Beschluß machen die Zurüstungen zu dem Kriege Friedrichs mit Heinrich dem Löwen. Es ist dem Dichter keineswegs gelungen, in diesen beiden übrigens völlig handlungsleeren Akten die Lust und Kraft jener großen Zeit in würdiger poetischer Gestaltung dem Leser lebendig vor Augen zu stellen.

Im fünften Akt wird uns denn abermals eine Schlacht, nämlich die zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen an der Weser, ganz in des Verf. schon bekannter Weise, vorgespielt. Hier sind die Züge noch gräßlicher, wilder, die Phantasie des Dichters gibt sich ihrer Neigung zum Greulichen, Barbarischen und Abenteuerlichen gänzlich hin. Man lese nur folgendes Beispiel:

Erzbischof von Mainz *(kommt).*
Blut! Blut! Den Wilden da! den Leu'n! Gegrüßt
Mit meiner Keule! — Eins, zwei, drei! Drei Schläge
Und noch zu Stücken nicht! Westfale, kein
Lombarde!

Heinrich der Löwe.
Uns're Knochen sind ein bischen eisern!
Erzbischof, danke sehr!
(Er haut auf ihn ein.)

Erzbischof von Mainz *(fechtend).*
Ich fühl's! — Mein Guter!
Der Kampf mit Leu'n und Bischöfen ist rar.
Wie wird er enden?

Heinrich der Löwe *(schlägt ihn zu Boden).*
So!

Erzbischof von Mainz.
Ja, ja, Dein „So"
Es ist der Tod! Der Teufel hol' die „So's!"
Ich sterbe, sterbe — Sela!

Heinrich der Löwe.
Sela! Tapfrer!

So treffen im Verlauf der Schlacht denn auch Kaiser Friedrich und Heinrich der Löwe auf einander. Jener stürzt diesem sogleich in die Arme, wird aber von ihm [S. 1434a] mit den Worten gewarnt: „Zurück! Beschmuz' Dich nicht! Du siehst, mein Blut strömt aus den Adern". Nach einem ziemlich langen Gespräch, worin sie sich ihrer frühern Freundschaft aufs zärtlichste erinnern, beginnt der Zweikampf. Heinrich wird verwundet, und der Kaiser erkundigt sich sehr theilnehmend, „ob die Wunde auch schmerze"; worauf jener erwidert: „Friedrich wars, der sie mir schlug!" Der Kampf wird also fortgesetzt, und Heinrich fällt endlich. Er bittet den Kaiser um freien Abzug, der ihm gewährt wird. Die geschlagenen Sachsen fliehen. Dergleichen empfindsam freundschaftliche Unterhaltungen zwischen Leuten, die sich die Hälse brechen, sind in der modernen Ritterpoesie ungemein beliebt und werden in starken Gaben gereicht, obgleich ihr bittersüßlicher Geschmack dem Natur- wie dem Kunstsinn gleich zuwider ist. Heinrich und seine

Gemahlin Mathildis erscheinen auf ihrer Flucht an der ostfriesischen Küste. Hier am Ufer liegend, erfaßt ihn, mitten in seinem Unglück, auf die frohe, von seiner Gemahlin ihm mitgetheilte Nachricht, daß sie guter Hoffnung sei, plötzlich die Ahnung der künftigen Größe seines Hauses, was denn zu einer abermaligen Prophezeiung der einstigen Macht des Hauses Braunschweig auf dem britischen Throne Veranlassung gibt. Den Beschluß macht des Kaisers Rüstung und Abmarsch zum Kreuzzuge.

Man sieht, daß der Dichter, der übrigens der Geschichte im Ganzen treu geblieben, die in den Zeitumständen begründete Rivalität Kaiser Friedrichs und Heinrichs des Löwen, durch welche sie, trotz ihrer persönlichen Freundschaft, zerfallen und einander bis zur Vernichtung bekämpfen mußten, zum Hauptgegenstande seines Dramas gemacht hat. Hierdurch hat er seinen richtigen Sinn für das poetische Element der Geschichte bewährt. Allein, er hätte dessenungeachtet die Rivalität des Papstes und des Kaisers, die sich als die wahren Heroen jener Zeit gegenüberstanden, keineswegs so flüchtig, als geschehen ist, behandeln sollen, und Papst Alexander muß in jedem poetischen Werke, das Friedrich Barbarossa zum Gegenstande hat, mit aller Sorgfalt und Ausführlichkeit gezeichnet werden. Ueberhaupt ist in allen historischen Dramen der Charakter der handelnden Personen die Hauptsache; dieser muß in seinen schärfsten Eigenthümlichkeiten aufgefaßt und in solchen Zügen wiedergegeben werden, die entweder die Geschichte darbietet, oder der Dichter, ihren Spuren folgend, zu erfinden hat. Hr. Gr. hat dies versäumt. Papst Alexander ist, wie schon erwähnt, kaum angedeutet. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe sind nur in ganz allgemeinen Zügen hingestellt, und sehen einander daher völlig ähnlich; auch die übrigen Helden unterscheiden sich nicht durch besondere Eigenthümlichkeit. Sie sind wahre Dutzendhelden, und was der eine von ihnen sagt, hätte ebensowol dem andern in den Mund gelegt werden können. Nur der einzige Erzbischof von Mainz macht hierin eine Ausnahme. Hr. Gr. hat seine Hauptpersonen nur dadurch geschaffen, daß er die Idee, nach welcher sie handelten, aus der Geschichte abstrahirte und sie diese [S. 1434b] gegen einander aussprechen ließ. Es ist aber klar, daß hierdurch kein Charakter, viel weniger eine Persönlichkeit zu Stande kommen kann, und seine Personen haben daher auch nur ein Scheinleben. Zu einer genauern, bestimmtern Ausführung derselben blieb ihm auch nicht Raum genug, indem er diesen mehr als zur Hälfte verwandt hat, um seine Leser mit Schlachten, Turnieren und anderm Gepränge zu unterhalten. Wenn aber der Dichter große welthistorische Begebenheiten auf die Bühne bringen will, so hat er das rein Aeußerliche derselben so kurz als möglich abzufertigen und sich hauptsächlich an den innern Kern zu halten, der in der geistigen Eigen-

thümlichkeit der handelnden Personen liegt. Der Pomp der Aufzüge und Feierlichkeiten, das Gewühl der Schlachten, der lebhafte Ausbruch volksthümlicher Gefühle, alles Dieses kann nicht in seinem ganzen Umfange dem Zuschauer sichtbar gemacht werden. Jeder Versuch, dies zu thun, verfällt ins Lächerliche, und nur durch einzelne, mit der höchsten Besonnenheit gewählte oder erfundene Züge kann dergleichen wie symbolisch angedeutet werden.

Die rauhe Naturkraft des Mittelalters sagt Hrn. Gr.'s poetischer Individualität besonders zu. Statt aber diese heroische Kraft, dieses tiefe Naturgefühl einer unverkünstelten Zeit in dem mildernden Licht der Poesie darzustellen, sucht er vielmehr die Poesie selbst zu jenem an Rohheit grenzenden Naturzustande zurückzuführen, ein Unternehmen, das als ein Rückschritt keineswegs Lob verdient. Aus einem ähnlichen Verfahren gingen die dramatisirten Romane von Veit Weber, Schlenkert u. A. hervor, die vor etwa 40 Jahren die deutsche Literatur überwucherten [1]. Der Himmel verhüte, daß jene so mächtig florirende Sturm- und Drangperiode durch Uebersetzung in unsere moderne Ritterthumspoesie reproducirt werde!

Der Mangel an Sinn für das Vollendete in der Kunst, dem Hr. Gr., bei einer sonst glücklichen Anlage für die poetische Auffassung, unterliegt, offenbart sich auch auf besonders unangenehme Weise in der Form seiner Poesie. Ausdruck und Styl sind vernachlässigt, überspannt und ungleich; seine Verse, wenn solche willkürlich abgetheilte, von Hiatus und widernatürlichen Elisionen wimmelnde Zeilen noch Verse genannt werden können, rauh, holpericht und übelklingend. Sie widerstreben der Zunge und beleidigen das Ohr. Beispiele davon sind schon in den obigen Citaten hinlänglich vorhanden. 87 [d. i. Wilhelm Neumann].

---

[1] Veit Weber ist das Pseudonym von Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter (1782—1837), der in gewissem Sinne als der „Vater des Ritterromans" gilt. Er war einer der ersten, welche als Romanschriftsteller der zu den mittleren Zeiten deutscher Geschichte führenden Bahn folgten, die durch Goethes „Götz" freigemacht worden war. 1785 veröffentlichte er als sein erstes Werk dieser Gattung „Männerschwur und Weibertreue" in den „Ephemeriden der Literatur", das nachher den Anfang der insgesamt vierzehn einzelne Geschichten enthaltenden und auf sieben Bände gediehenen „Sagen der Vorzeit" (1787—98) bildete. In der Grundhaltung mit Weber übereinstimmend, jedoch „minder klotzig und laut" („Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte", hrsg. von Paul Merker u. Wolfgang Stammler, Bd. 3, Berlin 1928/29. S. 58) ist Friedrich Christian Schlenkert (1757—1826), Verfasser einer Reihe von Ritterschauspielen und -romanen. Der erste Teil seiner „dialogisierten Geschichte" „Friedrich mit der gebissenen Wange" ist im selben Jahre 1785 erschienen, in dem Veit Weber zuerst an die Öffentlichkeit trat. (T. 1—4. 1785—88.)

Literarische Zeitung. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Karl Büchner. Dritter Jahrgang. 1836. Berlin, bei Duncker und Humblot. N°. 38. Ausgegeben Berlin den 14. September 1836. Sp. 738.

2554. Friedrich Barbarossa. Drama von Ludw. Kossak. Berlin, Martius u. Co. 1836. 10 Bog. 8¾ Thlr. — Der alte Barbarossa haust, so geht die Sage, verzaubert im Kyffhäuserberg, u. Mancher ist hinabgestiegen u. hat den Kaiser gesehn, aber hinaufbeschworen ans Licht hat ihn Keiner. So gehts auch den Dichtern, welche die Gestalt des alten Helden ins dramatische Leben zu rufen bis jetzt versucht haben. Sie haben wohl seinen Schemen, nicht aber sein eigentliches Leben u. seinen Heldengeist uns veranschaulicht. Raupach hat den alten Barbarossa geviertheilt, er hat in vier langen u. oft sehr langweiligen Tragödien den Stoff seiner Geschichte auseinandergezerrt, hat uns alle pragmatische Verhandlungen, die auf den roncalischen Gefilden gepflogen worden, paragraphenweise vorerzählt, und durch diese Breite die wahrhaft dramatische Wirkung, welche die Thaten des Kaisers, der ja ein Volksheld war, hätten machen müssen, abgeschwächt u. vernichtet. — Ein körnigeres Bild des Barbarossa u. seiner Züge in Italien hat uns Grabbe geliefert; mit derben Pinselstrichen hat er die Charaktere der Deutschen, besonders des tapfern Erzbischofs von Mainz, gezeichnet, aber wir vermissen bei ihm wieder die tiefere historische Durchdringung, die wir bei Raupach wohl, aber in zu abstrakter Weise haben, u. am Ende verfährt er doch viel zu kühn u. wild mit Handlung u. Charakteristik. — Der Dichter der vorliegenden Tragödie, Kossak, schließt sich nicht ohne Glück an Raupach und Grabbe an, aber ohne sie zu erreichen. Er hält sich strenger an die Geschichte als Grabbe, und ergeht sich nicht in so viel steifen historischen Scenen wie Raupach, aber er entbehrt auch der Innigkeit Grabbe's u. der pathetischen Wirksamkeit Raupach's. Seine Sprache ist jedoch poetisch u. zu loben, manche Scenen sind recht schön gedichtet; in der Verschwörungsscene der Mailänder sieht die Nachahmung des Tell durch. Er beginnt wie Grabbe mit der Vereinigung der Lombarden nach dem Fall Mailand's, die Schlacht von Legnano bildet den Mittelpunkt des Ganzen, den Schluß macht die Bekämpfung Heinrich des Löwen. Der Charakter desselben ist recht gut gezeichnet, die Scene zwischen ihm und dem Kaiser, wo ihn dieser auf den Knien beschwört, nicht von ihm zu weichen, gefällt uns besser wie bei Raupach u. Grabbe. Friedrich selbst aber tritt bei weitem nicht genug hervor. Wir finden nichts von den hohen Ideen, die seinen Heldengeist erfüllten, vermissen auch die Charaktere jener ihm zur Seite stehenden Treuen, die bei Grabbe so schön

hervortreten. Der fünfte Akt, die Besiegung Heinrich des Löwen, scheint uns der beste Theil der Tragödie zu seyn; er ist recht dramatisch wirksam. Das Ganze aber hat uns nicht befriedigt. Uns stört die anfangs kleinliche, in Privatinteressen verlegte Rachlust der Mailänder, uns stört die fehlende historische Durchdringung von Friedrichs Charakter. Jedenfalls aber verdient der Dichter Ermunterung u. Aufforderung, sich weiter im Gebiet des Dramas zu versuchen. Jedoch ist ihm eine größere Durcharbeitung der Stoffe anzurathen. Dr. [Eduard] M - [eye]n.

II.

Don Juan und Faust und Kaiser Friedrich Barbarossa

Friedrich von Gentz
In einem Briefe an Josef Anton Edlen von Pilat.[1]

Göpfritz. Mittwoch
28 July [1830] Abends.

[.....]

Ich las in den Literatur Blättern von zwey neuen Stücken eines gewissen Grabbe, dessen Nahmen ich bisher nie gehört habe. Sie heißen: Faust und Don Juan, und Kayser Friedrich Barbarossa. Das erste, welches Menzel eine tollschöne Dichtung nennt[2], muß an

---

[1] Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Hrsg. von Karl Mendelssohn-Bartholdy. Bd. 2. Leipzig, Vogel 1868. S. 286. Der Text ist mit der Handschrift verglichen worden, die sich unter Nr. 428 im Grabbe-Archiv (Detmold) befindet. Es ist ein Doppelblatt in 4°, von dem das erste Blatt beschrieben ist.

Der Brief gehört dem Jahre 1830 an und ist auf Friedrich von Gentz' Reise nach Königswart in Böhmen, dem Schlosse Metternichs, geschrieben. In Gentzens Tagebuche findet sich über diesen Tag der folgende Eintrag: „Ich stand um 5 auf; die Pferde kamen aber erst gegen 7 Uhr. Als ich von Franzel [Sohn des Kammerdieners Leopold] Abschied nahm, fiel die ganze Last der Betrübnis auf mich, und ich konnte mich der heißen Tränen nicht enthalten, die freilich nicht für das Kind allein flossen! Die Tagereise wurde indessen glücklich vollbracht. Die Hitze war stark, doch nicht drückend. Ich las den ganzen Tag in Französischen Journalen, besonders mehrere Stücke der ‚Revue de Paris'. Ungeachtet eines mehr als anderthalbstündigen Aufenthalts bei der ersten Post, kamen wir doch um 8 Uhr Abends in Göpfritz an. Ich reisete mit Leopold allein und mit zwei Pferden. Das Wirtshaus fand ich schlechter als im vorigen Jahr, schrieb aber zwei Stunden lang Briefe nach Wien und ging um 10 Uhr zu Bette." („Tagebücher von Friedrich von Gentz ⟨1829—1831⟩", hrsg. von August Fournier u. Arnold Winkler. Zürich [usw.], Amalthea-Verl. 1920. S. 192.)

[2] Siehe Bd. 2, S. 89.

Verwegenheit, und Gottes-Lästerung alles überbieten, was man in Deutschland erlebt hat. Dies mögen Sie aus folgender Stelle schließen:

... Es gab einst einen Gott, der ward
Zerschlagen — Wir sind seine Stücke — Sprache,
Und Wemuth, Lieb' und Religion, und Schmerz
Sind Träume nur von ihm.

so drückt sich unter andern Faust aus! Laßen Sie Sich, ich bitte, diese beyden Produkte von Schallbacher[1] für mich geben; sie müßen in jedem Falle sehr merkwürdig seyn.

[.....]

Gentz

III.

Kaiser Friedrich Barbarossa und Herzog Theodor von Gothland

Mitternachtzeitung für gebildete Stände. Fünfter Jahrgang. 1830. [Redigiert von Eduard Brinkmeyer.] Braunschweig und Leipzig. Im Verlags-Comtoir. N°. 170. Braunschweig, den 10. September. S. 684

Als ich Grabbe's Friedrich Barbarossa und Theodor von Gothland gelesen hatte.

Hinan, du kühner Aar, mit mächt'gem Flügel,
Hin zu des Pindus[2] sonnenlichten Höh'n!
Nicht in des Xanthus[3], des Avernus[4] Spiegel,
Soll ferner mehr Dein Blick das Leben sehn!

---

[1] Der bürgerliche Buchhändler und Hausinhaber Philipp Joseph Schalbacher, geb. 1760 zu Linheim in Lothringen, gest. am 26. Dez. 1839 in seiner Wohnung am Alsergrund Nr. 294. Laut Anton Redl (Kalender und Handlungs-Gremien-Schema der k. auch k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, für das Jahr 1805, S. 46) betrieb Schalbacher eine Buchhandlung auf der Freyung. Nach demselben Schematismus für das Jahr 1820 (S. 65) war er Vorsteher des Buchhandlungs-Cremiums. (Auskunft des Wiener Stadt-Archivs.)

[2] Das mächtige Kalkgebirge, welches Nord- und Mittelgriechenland in nord-südlicher Richtung durchzieht und so die Scheidemauer zwischen Epeiros und Thessalien bildet. Mit nahezu 2400 m Maximalhöhe gehört er zu den höchsten Gebirgszügen Griechenlands.

[3] Der Fluß Skamandros in der Landschaft Troas, den die Götter in ihrer Sprache Xanthos genannt haben sollen.

[4] Der Avernus lacus, ein kleiner Kratersee in Campanien, unweit Puteoli, ohne natürlichen Abfluß. In älterer Zeit lag er einsam, von dichtem Walde umgeben,

Nicht ferner schöpfe aus der schwarzen Quelle,
In welcher Tantal' seine Qualen kühlt[1] —
Nein, freundlich gauk'le Deines Liedes Welle —
Ein Silberborn, der den Parnaß umspühlt.

Dem hohen Meister, dem Du nachgestrebet —
Ihm reiche dort die starke Bruderhand;
Und wie Dein Geist mit seinem sich verwebet,
Umschling' Euch fest ein edles Freundschaftsband.

Groß war er, und Du bists! Doch was Dein Streben
So herrlich schuf — warum zerstörst Du nicht
Den Wahn, daß es sich nimmer frei erheben
Und strahlen kann im angebornen Licht?! —

Warum nicht wählst Du Dir die eig'ne Sphäre
Und brichst dem Strom der Lieder neue Bahn?
Sei Shakespear! Sei ihm gleich an Kraft und Ehre,
Doch nimmer seinen Fehlern unterthan!

Zerreiße nicht der Lyra gold'ne Saiten
Voll Uebermuth, wenn Dir ein Ton gelang;
Laß nicht Gemeines mit Erhab'nem streiten —
Nur Einheit sichert Dir der Nachwelt Dank!

Denn Lieb' und Kunst — des Lebens höchste Güter,
Sind Abglanz nur von eines Lichtes Strahl! —
Bist Du des Musentempels treuer Hüter —
Scheu' mit der Wahrheit nicht das Ideal!! W.

---

weshalb manche geheimnisvolle, namentlich mit der Unterwelt in Verbindung stehende Sage hier lokalisiert wurde. Hier sollte Odysseus in die Unterwelt gestiegen sein; hierher verlegte man die Kimmerier, die, in tiefen Höhlen wohnend, das Sonnenlicht nicht erblickten; hier war die Grotte der cumaeischen Sibylle und des Aeneas Eingang in den Tartarus. Man fabelte, daß der (in Wahrheit nur 65 m tiefe) See grundlos sei und daß die aus ihm aufsteigenden Dünste die Luft derart verpesteten, daß kein Vogel wage, über ihn hin zu fliegen. (Vgl. Pauly-Wissowa, „Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft", neue Bearbeitung, Bd. 2, 1896, Sp. 2286.)

[1] Tantalos, im griechischen Mythos König von Sipylos in Phrygien. Wegen einer Schuld, die in der Odyssee, wo er zuerst als Büßer vorgeführt wird, nicht genannt ist, besteht seine Qual in der Unterwelt darin, daß er dürstend nicht vermag, das stets versiegende Wasser zu trinken, hungernd nicht die über ihm hangenden, stets emporschnellenden Fruchtäste zu erfassen.

IV.
Kaiser Heinrich der Sechste

1.
Karl Immermann
In einem Briefe an Michael Beer[1].

[...] [Düsseldorf,] den 29. Septbr 30.

Kaiser Heinrich der 6te von Grabbe. Schlecht, ja elend, was man nur elend nennen kann. Von Gefühl für dramatische Form keine Spur. Keine Charaktere, keine Situationen, die Misere eines armseligen Geistes mühsam verkleidet durch großsprecherische Tiraden und bombastische Bilder, das ganze Ding liest sich wie die Faseley eines besoffnen Studenten, der in seinen wenigen nüchternen Stunden sich mit Cramer[2] und Spieß[3] beschäftigt hat.

2.

Das Sonntagsblatt, eine vaterländische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung, aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen, mit populärer Hinweisung auf deutsche Literatur und Zeitgeschichte. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Nicol.[aus] Meyer. Vierzehnter Jahrgang. Minden, 1830, im Verlage bei F. H. W. Müller. Hannover, in Commission in der Hahnschen Hof-Buchhandlung. 44stes Stück. Am 31sten October. S. 350—51.

Die Hohenstaufen.

Die Hohenstaufen. Ein Cyclus von Tragödien, von Grabbe. Zweiter Band: Kaiser Heinrich der Sechste. Frankfurt am Main bei Hermann. 1830.

Das große Werk des Herrn von Raumer hat uns die ehernen Hallen der Geschichte eröffnet, und kühn dringt Pegasus hinein, und sammelt

---

[1] Nach dem Originale im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar (Nachlaß Immermanns VII, 4).

[2] Karl Gottlob Cramer, geb. 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut, gest. 7. Juni 1817 zu Dreißigacker in Meiningen als Lehrer an der dortigen Forstschule. Seine Ritter- und Spitzbubengeschichten, einst von Hoch und Niedrig viel gelesen, eiferten gegen das verrottete Leben an den Höfen, gegen die Willkür der Fürsten und den Druck der Beamten. Mit der wilden Naturkraft, die allen diesen abenteuerlichen Geschichten zu Grunde liegt, mit ihren Roheiten und platten Gemeinheiten bildeten sie ein natürliches Gegengift gegen die Sentimentalität jener Zeit.

[3] Christian Heinrich Spieß, geb. 4. April 1755 zu Freiberg (Sachsen), gest. 17. Aug. 1799 auf Schloß Bezdjekau bei Klattau (Böhmen) als Gesellschafter und Wirtschaftsdirektor des Grafen Künigl, begann als wandernder Komödiant und

dramatische Gebilde. Wir haben bereits mehrere dramatisirte Geschichtsstücke des großen Ganzen von unsern neuern Dichtern. Schwer wird es aber seyn, das Publikum, im weitesten Sinne genommen, für die theatralische Darstellung solcher Stücke zu gewinnen, die nur den ernsten Geschichtsfreund anziehen können. In ihnen kann die Liebe keine Hauptrolle spielen, Exposition, Verwickelung, Entwickelung, folgen nicht den gewöhnlichen Gesetzen, noch können, bei der Menge der auftretenden Gestalten und dem Drange großer Ereignisse, alle Charaktere so viel Licht erhalten, daß sie in scharfen Umrissen vor dem Zuschauer erscheinen. Alles, was der Dichter vermag, ist, einen Character so hell zu beleuchten, [S. 350b] daß das Interesse des Lesers und Zuschauers durch ihn lebhaft genug beschäftigt wird, um den gewöhnlichen Gang der Trauerspiele nicht zu vermissen.

Diese schwierige Aufgabe ist im vorliegenden Trauerspiele von dem bereits rühmlich bekannten jugendlichen Dichter vollkommen gelös't; der Genius eines Sophocles und Euripides scheint den Verfasser geleitet zu haben. Die sentimentale Liebe und alle modernen Gefühle, aus einer milden Zeit hervorgegangen, treten zurück hinter die großartigen, düstern Heldengestalten des Mittelalters, und der erste Held des Stücks, Kaiser Heinrich, ist eine Schöpfung, würdig Michel-Angelo's Phantasie. Gigantisch, starr, mit titanischem Willen und Vermögen ausgestattet, und doch voll Begeisterung für das Hohe, Edle und Schöne. Fast scheint es, als habe ein Held neuerer Zeit dem Dichter sammt seiner ersten Gemahlin zu Heinrich und Konstanze gesessen, der auch seinem Sohne Romas Königskrone gab. — Als Beweis von Heinrichs Charakter mögen hier einige Auszüge seiner Reden Platz finden.

> Gemahlin, Gott nachahmen,
> Ist leicht gesagt, doch schwer gethan. Er, der
> Allwissende, Allmächtige, kann gut
> Verzeihn, wer kann ihm schaden? Aber
> Bei schwachen Menschen ist es anders; wir
> Bedürfen der Verräther, der Spionen,
> Der Henker und des Schwerdtes, uns zu schützen.

Das ist nun ächte Tyrannengesinnung; gleich darauf tritt eine idyllische Bewunderung der Natur ein:

---

schrieb später 43 Bände einstmals vielgelesener Geister-, Ritter- und Räuberromane, in denen er eine virtuose Fähigkeit bewährt, durch die Wahl gräßlicher Motive seine Leser mit Schauder zu erfüllen, sowie fünfzehn Schauspiele, die sich lange Zeit auf der Bühne gehalten haben. Mit allen diesen Werken hat er auf die Zeitgenossen einen beträchtlichen Einfluß ausgeübt.

Heut' Weihnacht! Wer vermöchte das zu ahnen,
Wenn er, wie ich, aus Deutschland eben kommt.
Da sieht es heute anders aus. — Die Berge
Vom Laub entblößt, beschneiet, kahle Glatzen —
Eis allenthalb, und an der Blumen Stelle
Nur Kerzen. — Hier die Aloen entfaltet,
Weithin in grünenden Alleen, wie Kelche
Der Wonne, übergroß, selbst wenn Titanen
Daraus schlürften; — dort die Berge schwarzumblättert,
Wie lockige Negerhäupter, schauend in
Die Gassen!

[S. 351a] Der Geograph könnte hierbei bemerken: Sizilien (der Kaiser ist in Palermo) liege zwischen dem 36° 39' und 38° 14' nördlicher Breite, und dem 29° 59' und 33° 21' Länge, habe mithin kein westindisches, noch brasilianisches Klima, sondern noch immer einen europäischen Winter, wo die Bäume entlaubt werden. Auf der Insel Kreta steht zwar ein Palmbaum, der nie ganz seine Blätter fallen läßt, und von dem die Sage erzählt, Jupiter habe hier die Europa ausruhen lassen, nachdem er mit ihr übers Meer geschwommen sey. — Um Weihnachten reifen wohl Feigen in Sizilien, doch die Bäume sind nicht mehr schwarzumblättert, wie lockige Negerhäupter, sondern röthlich-grün, in der Farbe unsers Octobers. Schwarzumblättert sind auch die Bäume des Südens nie; ihr Laub ist gelblich-grün, und wird immer dunkler, je mehr wir nach Norden kommen; um Petersburg sind alle Wälder schwärzlich-grün.

An der Blumen-Stelle sieht Kaiser Heinrich in Deutschland nur Kerzen. In Italien brennen aber mehr Kerzen, als in Deutschland, und statt der Blumen können in Letzterem keine Kerzen brennen, sonst müßten wir Wälder und Fluren damit bestecken.

Diese Kleinigkeiten zu rügen, ist aber mehr Sache des kalten Beobachters, als des begeisterten Dichterfreundes.

(Fortsetzung folgt.)

45stes Stück. Am 7ten November. S. 358—59.

Die Hohenstaufen. Ein Cyclus von Tragödien, von Grabbe. Zweiter Band: Kaiser Heinrich der Sechste. Frankfurt am Main bei Hermann. 1830.

(Fortsetzung.)

In dem Folgenden giebt Kaiser Heinrich die begeisterte Schilderung Siziliens:

[S. 359a] Eine Stätte,
Wie diese, kennt die Welt wohl nicht. — Hoch flammt
Der Aetna, eine Fackel, über uns, beleuchtet

Das Fabelland des Mäoniden — wie
Des Meergott's Dreizack liegt die Insel uns
Zu Füßen, alle Krümmungen der Flüsse
Verfolgt der Blick, und aus dem Dunkel der
Kastanienwälder glänzen alte Thürm'
Und alte Mauern. —
— Ist es doch, als lagerten
Sich alle Götter des Olympo's dicht um mich,
Poseidon da, mit blaugelocktem Haupte,
Dort Arethusa, furchtsam fliehend — hier
Im Berg die Donnerhammer der Cyclopen.
Da Hyblas Bienen, fröhlich summend
Und ungestört vom Hammerschlag — und dort
Das Thal von Enna, voll der süßen Früchte
Der Hesperiden. — Ja, Proserpina,
Ich kann's mir denken, daß du, frohe Jungfrau,
Zur ewig finstern Göttin bist geworden.
Wie kannst du solchen Frühlingsthals vergessen,
Wenn Pluto dich daraus zum Acheron
Geraubt. —
— Doch Freunde, nun erinnert euch
Der Dichter auch, die, mit der Gottheit selbst wetteifernd,
Das Leben schmücken und die Erde. — Hoch
Homer, in dessen Liede diese Insel prangt.
Hoch Ofterdingen, der das Herz zerreißt,
Damit er es erhebe.

Konstanze, Heinrichs Gemahlin, ist wie Josephine Beauharnois, immer duldend und zur Milde und Schonung ermahnend. Der Dichter hat vielleicht, um sie immer in diesem Charakter zu halten, die beiden Glanzpunkte ihrer Geschichte, wo sie als Herrscherin erscheint, nicht benutzt; einmal, wie sie vom Balkon herab das Volk ermahnt, und das zweite Mal, als sie im kaiserlichen Schmucke vor Tankred, als seine Gefangene geführt, seiner kühnen und ungerechten Beschuldigung eine wahrhaft königliche und prophetische Antwort gab [1].

(Beschluß folgt.)

---

[1] „Während Heinrich VI Neapel belagerte, erschien ... eine Gesandtschaft aus Salerno, versprach unbedingten Gehorsam und bat: Konstanze möge nicht im Kriegslager bleiben, sondern unter dem Schutze ihrer treuen Unterthanen in Salerno wohnen. Der Kaiser bewilligte dies Gesuch ohne Bedenken, und wußte wohl nicht daß sich in jener Stadt manche Freunde Tankreds aufhielten, welche die Anwesenheit der Kaiserinn benutzen und sie wo möglich ihrem Gemahl abtrünnig machen, oder für Tankred umstimmen wollten. Beides mißlang; als nun aber Nachrichten von den Unfällen der Deutschen und von Heinrichs Krankheit, ja auch wohl von seinem Tode, eintrafen, so blieben die Anhänger Tankreds nicht bei jenem milden Versuche stehen, sondern erregten gewaltigen Aufruhr. Umsonst

Die Hohenstaufen. Ein Cyclus von Tragödien, von Grabbe. Zweiter Band: Kaiser Heinrich der Sechste. Frankfurt am Main bei Hermann. 1830.

(Beschluß.)

Der ritterliche König Richard Löwenherz, mehr fahrender Ritter, als Monarch, ist die Gestalt des Trauerspiels, die nächst Kaiser Heinrich das meiste Interesse erregt. Er ist ganz so gezeichnet, wie ihn Walter Scott im Ivanhoe auffaßte; vielleicht etwas rauher; er hat sich schon an deutsche Sitten gewöhnt: an Fluchen, Trinken und mehr als Essen. Sein treuer Sänger, Blondel, ist eine rührend-anmuthige Erscheinung. Heinrich der Löwe, dem Charakter nach Kaiser Heinrichs Doppelgänger, ist nur durch das Alter ernster, mehr in Erinnerungen, als in Plänen großer Thaten lebend. Die liebliche und kühne Agnes mit ihrem Bräutigam, deren Liebe die feindlichen Geschlechter versöhnt, giebt ein freundliches Bild auf düsterem Grunde.

Die Nationen, welche im Trauerspiel auftreten, bewahren alle treu ihre Nationalität, die Deutschen fluchen, kämpfen und trinken; eben so sind die Eigenthümlichkeiten der Stände trefflich geschildert. Die Reichsstädter kalt und eigennützig; die Pfaffen hab- und ränksüchtig. Die Italiener hassen sich unter einander. Die Sarazenen sind tapfer, große Pferde- [S. 366a] und Märchenliebhaber. Kurz das Ganze ist ein würdiges Gemälde jener Zeit, wie Göthe's Götz von Berlichingen, in dessen Styl es auch componirt ist. Gewagt dürfte es dem Recensenten indessen erscheinen, der Geschichte zuwider, Kaiser Heinrich an des Löwen Krankenbett zu sehen, so weich konnte der strenge Hohenstaufen nicht handeln, — daß der Dichter ihn an einem Schlagfluß sterben läßt, anstatt an einem Trunke kalten Quellwassers, wie die Geschichte erzählt, ist Schade, denn der kalte Trunk hätte medizinisch den Schlagfuß erklärt. — Auch Heinrich der Löwe konnte unter Donner und Blitz verscheiden. Die Erscheinung der weißen Frau, welche

---

redete Konstanze von einem Balkone erst milde, dann mit Ernst und Strenge zu dem Volke; sie ward gefangen und auf sicilischen Schiffen nach Messina geführt. Als sie in kaiserlichem Schmucke vor Tankred erschien, sagte dieser: ‚warum genügte dir der Glanz einer halben Welt nicht? Warum kamst du, auch meine Länder anzugreifen? Siehe, der gerechte Gott hat die freventlichen Hoffnungen deines Mannes an ihm selbst und an dir bestraft.' Konstanze erwiderte: ‚jetzo sank unser Gestirn, bald sinkt das deine. Nicht nach fremdem Gut habe ich getrachtet, sondern nach meinem Reiche, welches du mir freventlich entrissen hast.' " (Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen", 2., verb. u. verm. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1841, S. 545—46.)

nicht blos in Heinrichs Phantasie, sondern in der Wirklichkeit stattfindet, geschieht eigentlich ohne Noth, denn seinen Tod fühlte Heinrich schon, ehe sie ihm ihn prophezeihte. Tankred, der Sohn der feurigsten Liebe, ist der edelste und humanste Held des Stückes; Schade, daß er so selten handelnd auftritt und sobald verschwindet. Schließlich könnte der Sprachrichter noch die oft wiederkehrenden Männerbrüste des Verfassers tadeln, da die Brust des Mannes, oder Männerherzen, den Begriff würdiger ausdrücken.

Nun finde noch Achmets Erzählung hier eine Stelle, die uns mit glühenden, leuchtenden Farben in die Mythologie der Sarazenen führt und an das treffliche Märchen „Sultan Vathek“ [1] erinnert, wie auch an Miltons großartige Schilderungen der Hölle im verlorenen Paradise.

Mohr und Beduine reiten
Mit flücht'gen Rossen über Lybien's Sand.
Der rothe Himmel brennt einäugig mit
Der Sonn' auf ihre Häupter. — Sterne glänzen
Und zeigen ihnen Stund' und Tag. — Die Schlangen
Umringeln und die Leu'n umbrüllen sie —
Die Caravanen flieh'n vor ihnen her —
Sie ihnen nach, und wissen nicht
Worauf sie reiten, welcher Abgrund
Dicht unter ihrer Rosse Hufen dämmert. —
Ganz Afrika ist unterwölbt, und Sonn'
Und Sterne flammen unter seinem Boden,
Noch sengender, als über ihm! Daher
Die räthselhaften Ungethüme, die
Fast jeden Tag dies Land gebiert!
[S 366b] Satanai
Ist es, der dort sein Reich gegründet hat,
Da blühen Sterne, Sonnen, Blumen, Früchte,
Allein von Höllenfeu'r sind sie geschwellt.
Weh' Jedem, der sie sieht, der sie genießt —
Für stets ist er verloren. — Unterm Meer,
Bei Tunis, steht Dom Daniel, die Werkstatt
Des Satanai für die ganze Erde. —
Es führen Millionen goldne Stiegen
Zu ihm hinunter, aber keine führt
Den Niedersteigenden zurück. — S'ist unbegreiflich,
Wie Allah es erduldet, aber es
Ist wahr.

[1] Gemeint ist wohl „Vathek“, conte arabe von William Beckford vom Jahre 1786, ein Werk, von dem zwei Jahre später zwei deutsche Übersetzungen vorlagen. Von ihnen ist die eine in Wien, die andere in Mannheim erschienen; diese stammt von Georg Christian Römer.

In des Domes Hallen,
Die tief, wie Höllen, weit, wie Himmel, sind,
Wo ries'ge Feuerberge endlos stehen,
Um sie als Fackeln zu erleuchten, feiern
Sie die Mysterien, mit welchen sie
Die Welt verpesten durch
Das Böse. — In den Erdennabel senken
Sie da die Keime aller Unthat, und
Wenn Heere mordend ihre Lanzen heben,
So seht ihr ihrer Aussaat Aehren wogen,
Und die Blutflecken an der Waffen Spitzen
Sind die Kornblumen! Lang noch, lange
Wird dieser Zauber währen, bis am Ende
Sich der Prophet aufrichtet, und den Ring
Ergreift, an den er ist gebunden.

— — — — Tief in
Dem Chaos, dünn, unscheinbar, schwer umwölkt
Von Nächten, unter tausend andern Ringen,
Die ihm ganz gleich. — Doch des Propheten Hand
Wird auch im Dunkel, unter all'
Den Ringen, ihn erkennen.

Kennt ihr Mogreby?
Satanais erster Erdendiener
Ist Er. — Für Satanai sucht und raubt er,
Von Ceutas Felsen, bis nach Sinas Mauer,
Die Königskinder. — Wenn ein Herrscher lächelt,
Daß ihm die Schönste seiner Sultaninnen
Das schönste Kind geschenkt, und wenn um ihn
Glückwünsche und Drommeten tönen, weilt
Das Unheil in dem Kreise — Mogreby. [1]

[S. 367a] In dieser phantasiereichen Schilderung konnte nur der Erdennabel als ein unedles Bild auffallen.

Leicht wird es dem geschätzten Dichter werden, solche Kleinigkeiten auszubessern, so schwer es auch im Feuer der Begeisterung ist, sie im Schaffen zu vermeiden.

E.[lise von Hohenhausen [2]]

---

[1] Das Märchen ist mit allerhand Weglassungen wiedergegeben. S. 366 steht „geschwellt" statt „geschwängert".

[2] Die Verfasserschaft der Elise von Hohenhausen nach Goed.[2] 13, 437, Zu 5).

3.

Literaturblatt. Beilage zur Zeitschrift: „der Komet." [Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt.] (Verantwortlicher Redacteur: C. [arl] Herloßsohn.) [Jg. 1. Altenburg: Hofbuchdruckerei.) No. 52. Donnerstag, den 30. December. 1830. Sp. 414—15.

Die Hohenstaufen, ein Cyklus von Tragödien, von Grabbe. Zweiter Band: Kaiser Heinrich VI. Frankfurt a. M., 1830. Hermann.

Das große Werk des Hrn. von Raumer hat uns die Hallen der Geschichte geöffnet, und kühn dringt Pe-[S. 415]gasus hinein und sammelt dramatische Gebilde. Wir haben bereits mehrere dramatisirte Geschichtsstücke des großen Ganzen von unseren neueren Dichtern. Schwer wird es aber sein, das Publicum, im weitesten Sinne genommen, für die theatralische Darstellung solcher Stücke zu gewinnen, die nur den ernsten Geschichtsfreund anziehen. In ihnen kann die Liebe keine Hauptrolle spielen. Exposition, Verwickelung, Entwickelung folgen nicht den gewöhnlichen Gesetzen, noch können, bei der Menge der auftretenden Gestalten und dem Drange großer Ereignisse, alle Charaktere so viel Licht erhalten, daß sie in scharfen Umrissen vor dem Zuschauer erscheinen. Wenn indessen der Dichter einige der Hauptcharaktere so hell beleuchtet, daß durch sie das Interesse des Lesers und Zuschauers mächtig angeregt wird, so vermißt der Gebildete gern den gewöhnlichen Gang der Trauerspiele.

Der bereits rühmlich bekannte jugendliche Dichter hat sich in diesem Trauerspiele den Genius des Sophokles und Euripides zum Führer erkoren. Die sentimentale Liebe und alle modernen Gefühle, aus einer milden Zeit hervorgegangen, treten zurück hinter die großartigen, düstern Heldengestalten des Mittelalters, und der erste Held des Stücks, Kaiser Heinrich, ist eine Schöpfung — würdig Michel Angelo's Phantasie: gigantisch, starr, mit titanischem Willen und Vermögen ausgestattet, und doch voll Begeisterung für das Hohe, Edle und Schöne. Es scheint fast, als haben Napoleon und Josephine dem Dichter die Grundzüge zu Heinrich und Constanze, seiner Gemahlin, geliefert. Weniger edel ist König Richard Löwenherz gezeichnet, dagegen Heinrich der Löwe wieder als eine eiserne Gestalt des Mittelalters erscheint. Ränkevoll und blutdürstig treten die Italiener auf, und die Sarazenen im Geist arabischer Mährchen. Alle Gestalten erbleichen aber neben der Riesennatur des Kaisers, wie im „Götz von Berlichingen", in dessen Manier dies Stück gedichtet ist, der Held das stärkste Interesse einflößt. Im Ganzen ist gewiß dem deutschen Publicum zu dieser kräftigen Schöpfung Glück zu wünschen [1].

[1] Großenteils Plagiat an Elise von Hohenhausen, vgl. S. 70—71 u. S. 74.

4.

Literarische Beilage zu [Karl Konrad] Streit's Schles.(ischen) Provinzial-Blättern. (Fortgeführt von Wilhelm Sohr. Bd. 93. Januar bis Juni 1831.) Erstes Stück. Januar 1831. S. 10—14[1]

Kaiser Heinrich der sechste von Grabbe, der zweite Theil des Tragödien-Cyclus der Hohenstaufen, dessen ersten Theil, Friedrich den ersten, wir in unserer früheren Mittheilung über die dramatische Literatur des Jahres 1829 gedachten[2]. Wir hören von einigen Recensenten: Grabbe sey so überaus vortrefflich, daß eigentlich gar nichts an seinem Ruhme geschmälert werde, sollten seine Werke auch zufällig nichts taugen. Er sey tollschön, — (ist das nicht ein minotaurisches Wort, oben Ochs und unten Mensch?) seine Gedanken seien Blitze, seine Worte Donner, seine Empfindungen Schläge. — Um Gotteswillen, solche Bücher sind ohne Lebensgefahr nicht zu lesen. Wir rechnen auf gütige Theilnahme unserer Gönner, wenn wir in diesen Blättern Zeugniß ablegen, wie wir so glücklich gewesen sind, die Lesung dieses Heinrich des sechsten noch zu überdauern. Aber was machen wir weiter? Loben wir dieses Gedicht oder tadeln wir es? der Verleger giebt uns zu verstehen, daß das ganz auf eins herauskomme: je toller man lobe, je bitterer man tadle, um so mehr lege man vom gigantischen Genius des neuen Shakspeare, Schiller u. s. w. Zeugniß ab. Unter solchen Umständen dürfen wir denn gar nicht anstehen zu bekennen, daß, ungeachtet mancher Beweise eines schönen, aber durchaus uncultivirten und in früher Selbstgenügsamkeit untergrabenen Talentes, dieser Heinrich der sechste durchaus verfehlt sei und zwar in Form und Ma-[S. 11]terie. Das Verfehlte der Form liegt in dem das dramatische Prinzip verkennenden Unternehmen, eine ganze Reihe nur allgemein zusammenhängender historischer Begebenheiten, die nirgend einen concreten Wendepunkt darbieten, die nur zusammengehören, weil ein und das nämliche Individuum sie in einer ununterbrochenen Reihe von Momenten veranlaßt, in eine Tragödie zu bringen. Nur eine bestimmte in sich abgeschlossene Handlung mit ihren unmittelbaren Wirkungen taugt zum Stoffe eines dramatischen Kunstwerkes, niemals aber eine ganze Biographie und wenn Heinrich den sechsten hier

---

[1] In einem anonymen Sammel-Referate über „Dramatische Literatur. 1830" an zweiter Stelle. — Ein Referat darüber mit wörtlichem Zitat der Eingangssätze in: Hans Heckel, „Die Schlesischen Provinzialblätter von 1785—1849 in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung" (= Wort und Brauch. H. 15), Breslau 1921, S. 151—52.

[2] Siehe S. 48 dieses Bandes, unter Nr. 10.

nicht am Ende der Schlag rührte, so könnte die Tragödie in zwanzig Theilen fortgeführt werden, wenn der Kaiser nur so lange am Leben bliebe. Der Schluß ist also keinesweges ein durch den Gang der Begebenheiten nothwendig herbeigeführter, sondern ein rein zufälliger, der einschlägt wie der Blitz, — aber freilich Grabbe führt keine andere Artikel, als Blitze. Wir wiederholen es, daß wir die Kaiser des Hauses Hohenstaufen für durchaus dramatische Charaktere halten, damit geben wir aber keinesweges zu, daß es sich gut ausnimmt, ihre ganze Geschichte in dramatische Form zu bringen. Gegen die Materie müssen wir noch viel schmerzlichere Klagen anbringen, sie ist durchaus unhistorisch. Abgesehen von sehr erheblichen und unpassenden Abweichungen von der Geschichte, denn die Dichtung darf letztere allenfalls hie und da durch Anordnung verschönern, nicht durch Verwirrung entstellen, ist der Charakter Heinrichs ohne philosophische und historische Wahrheit und ohne eigentlichen Kern. Wir sehen den Kaiser immer in einer gewissen pathetischen Fieberhitze, aber ohne auf die innern Triebfedern jemals zurückgeführt zu werden, welche diese seltsame Stimmung veranlassen. Vor unseren Augen gelingt ihm die Beherrschung und günstigste Gestaltung der schwie-[S. 12]rigsten widerspenstigsten Verhältnisse, wir begreifen aber nicht die Möglichkeit bei so geckenhaften, prahlenden und doch unzeitig grausamen Betragen. Wir hören die gewaltige unwiderstehliche Natur des Monarchen überall verkünden und finden ihn so leidenschaftlich, so von vorne weg abstoßend, wenn er sich vor uns vernehmen läßt, daß wir ihm hienach nicht das Uebergewicht einer Stunde zutrauen können. Er ist immer brausend, immer sprühend, immer in der Gährung, so daß er keinesweges mit dem Aetna, dem er so sehr verwandt zu sein vorgiebt, verglichen werden kann, sondern mit einem Feuerwerksschwärmer, der in Funken daher fährt, sprüht und knallt, aber nicht zündet. Seine Grausamkeit ist jedes menschliche Gefühl empörend, weil sie großentheils unnütz und unzeitig ist. So war Heinrich in der Geschichte nicht. Kalt, berechnend, vorsichtig, hart, beharrlich, verschlossen, unversöhnlich, listig, geldgeizig, war jede Genialität, jeder Edelmuth seinem Herzen fremd. Seine Plane waren keinesweges ins unbestimmte Weite gehend, sondern, wenn auch groß, so doch bestimmt, auch das nach den Umständen Erreichbare begränzt. Er war durchaus nicht zartfühlend in der Wahl der Mittel und die gemeinsten wurden von ihm erwählt, wie die erhabensten, je nachdem er sie dienlich fand. Er war grausam, aber nicht aus eigentlicher Neigung, sondern im Nachgeben bei dem Drange der Umstände und Johannes Müller hat in gewissem Sinne ohne Zweifel Recht, wenn er, nach einer genauen Erwägung der Verhältnisse die schauderhaften Hinrichtungen,

welche der Kaiser in Palermo nach dem Wiedergewinne Siciliens vornehmen ließ, durch die am Orte zu jener Zeit herrschende Volkssitte einigermaaßen entschuldigt, „da nur durch dergleichen Schrecknisse die verwilderte Nation, deren Phantasie so beweglich war, zur Ruhe und Ordnung gebracht [S. 13] werden konnte.“ [3] Uebrigens hat Grabbe ganz ohne dichterische Nothwendigkeit den Kaiser Unmenschlichkeiten begehen lassen, die er niemals ausgeübt, z. B. beliebt es den Dichter, den Kanzler Mathäus verbrennen zu lassen, nachdem er ihn als einen schlechten Burschen dargestellt. Dieser Mann, den die Geschichte als sehr umsichtig und staatsklug schildert, war aber bereits natürlichen Todes gestorben, ehe die Macht des Kaisers in Sicilien wieder hergestellt worden. Heinrich war in der Wirklichkeit ein in der Entwickelung begriffener Tyrann, Grabbe hat aber aus ihm einen blutdürstigen treulosen Windbeutel gemacht und also ein Charakterbild gezeichnet, das in sich nicht zusammenhält. Der Charakter Heinrich des Löwen ist weniger verfehlt und zeigt einige schöne Momente. Die Anordnung des Gedichtes ist sehr mangelhaft und roh zu nennen, denn das Unpassendste wird uns durcheinander gemengt vorgeführt. So z. B. müssen die Gesandten des griechischen Hofes den Kaiser auf der Jagd aufsuchen und er gewährt ihnen auf den Höhen des Aetna so ohne alle Ceremonie, so völlig aus freier Faust, gleichsam im Vorbeigehen, eine Audienz, als wären es ein paar Mönche, die für ihr Kloster betteln. So burschikos gingen die Fürsten, schon ihrer eigenen Würde wegen, niemals zu Werke, und Grabbe beweiset durch solche Mißgriffe, daß ihm ein Ding noch ganz abgeht, welches er nothwendig noch lernen muß, wenn er vor dem guten Geschmacke bestehen will, nämlich Tact. Der Tod des Kaisers vollends fällt ins Alberne. Er declamirt eben von Ländern, die er noch auf chimärische Weise erobern will und stürtzt plötzlich um, mit den Worten:

„Der Tod! — der Hund! mein Kind, — mein Kind!“ Wahrlich solche, völlig unvorbereitete und vollends so lächerlich aufgestutzte Catastrophen gehören nur aufs Puppentheater. Dabei hat der Ver-[S. 14]fasser Beziehungen gänzlich unberührt gelassen, die eigentlich den Begebenheiten Heinrichs erst das tragische Interesse geben, nämlich das Geschick der in Sicilien gestürzten Königsfamilie, über welche gar nichts gesagt ist, denn es erscheint

[3] Das Zitat findet sich in dem aus Wien vom 20. Oktober 1798 datierten und an seinen Bruder gerichteten Briefe und lautet: „Fast vergebe, wenigstens entschuldige ich nun einigermaßen die Härten Heinrichs VI., worüber ich in der Universalhistorie so böse war: sie waren die Volkssitte; nur durch dergleichen Schrecknisse war die verwilderte Nation, deren Fantasie so beweglich war, zu Ruhe und Ordnung zu fixiren.“ („Sämmtliche Werke“, Th. 6, hrsg. von Johann Georg Müller, Tübingen, Cotta 1811, S. 263.)

zwar König Tancred, doch ohne daß seine eigentlichen Ansprüche auf den Thron, als nächster, wenn auch unehelicher Nachkomme des normännischen Königshauses hervorgehoben würden, sogar ohne ihn als Blutsverwandten der Kaiserin zu bezeichnen. — Kurz in dem ganzem Werke ist so wenig Besonnenheit, so wenig Studium zu entdecken, daß der Verfasser in ganzen Schaaren von Anachronismen eine Nachlässigkeit verrathen hat, die beschämend ist. So z. B. beschließt Kaiser Heinrich Afrika zu erobern, um sich — im Niger zu baden; dieser Fluß ist aber mehrere Jahrhunderte später erst wieder entdeckt, nachdem einst Herodot eines großen Flusses in jener Gegend von Afrika erwähnt, der bis auf die neuste Zeit aber für eine Fabel gehalten wurde. Der Name Niger ist ganz neu. Sodann spricht Richard Löwenherz, der auch in der Grabbeschen Tragödie nebenbei vorkommt, von dem Wappen Englands auf seiner Brust und dessen Umschrift Hony soit qui mal y pense, bedenkt aber nicht, daß Heinrich der sechste im Jahre 1197 gestorben ist, jene Devise aber nur dem Orden des blauen Kniebandes eigen ist, welchen Eduard III. von England im J. 1394 stiftete. Doch genug, vielleicht zu viel über ein Werk, das nur durch den Gegenstand, keinesweges durch die Bearbeitung Interesse erregen kann. Rohheit ist keine Genialität; Schwulst ist keine Kraft.

5.

Mitternachtzeitung für gebildete Stände. [Sechster Jahrgang. 1831. Redigiert von Eduard Brinkmeyer.] (Braunschweig und Leipzig im Verlags-Comtoir.) N° 7. Braunschweig, am 13. Januar. S. 25—27.

Preßzeitung

Inhalt: Kaiser Heinrich der Sechste. Eine Tragödie von Grabbe, Frankfurt a. M. J. C. Herrmann, 1830. Auch unter dem Titel: Die Hohenstaufen. Ein Cyklus von Tragödien. 2ter Band.

Grabbe bekundete gleich durch seinen Don Juan und Faust, wie durch seine dramatischen Dichtungen, sein Talent zum dramatischen Dichter, seine Poesie, seine starke Phantasie, seinen feurigen Geist und sein tiefes Gefühl — ein Verein, welcher leider heute so selten in den Schöpfungen unserer Dichter zu finden ist. Deshalb konnte es nicht fehlen, daß Grabbe die Aufmerksamkeit des Publikums rege machte, daß er Freunde und Verehrer fand, — und folglich auch Feinde und Verächter. Was Letztere tadelten, war allerdings nicht zu Vorzügen umzustempeln — aber gab keinen Grund zu einem gänzlich verwerfenden Urtheil. Grabbe wird bei

aller seiner poetischen Kraft nicht bei dem Haschen nach Theatereffekten entdeckt, denn die tollsten Scenen sind nur Ausflüsse der ungelenkten wilden Phantasie und dem Sich-Hingeben jeder Laune, die der wechselnde Augenblick mit elektrischem Schlage hervorzaubert. Aber gerecht bleibt der Vorwurf, daß Grabbe die Fülle seines Gefühls [S. 25b] und seiner Phantasie nicht zügelt, nein, gleich einem jungen ungezogenen Pferde ins Weite über Stock und Stein hineintraben läßt, jedes Weges spottend, und der einstigen Ermattung uneingedenk. Sein Ausdruck ist zuweilen unedel, roh und abstoßend, und er fällt oft in Versuchung, aus Charakteren Karrikaturen zu schaffen. Will Grabbe nur seiner Genialität den ästhetischen Zügel anlegen, so darf Deutschland gewiß einst stolz auf ihn sein, und wird ihn gewiß ehrenvoll über die meisten Erscheinungen der neuern dramatischen Literatur stellen.

Wenden wir uns mit dem Vorworte, daß auch das vorliegende Werk an den eben gerügten Fehlern leidet, zu dessen Inhalte und Ausführung. Die Zeit, in der das Stück spielt, beginnt mit den Empörungen Tankred's gegen König Heinrich, und endet mit dem Tode desselben als Kaiser. Obgleich dieser die Hauptfigur der Tragödie ist, so wird doch der Eindruck, den er als solche auf den Leser machen müßte, durch die Menge der übrigen Personen, welche meist Alle gleich scharf gezeichnet sind, sehr verringert. Die erste Scene des ersten Aktes führt uns zum Vesuv, wo Tankred, Bohemund und Guiskard, flüchtig umherirrend, das Schicksal Neapels beklagen. Nachdem den Rebellen von Heinrich blutige Rache geschworen ist, und die Araber unter Achmet ihm ihre volle Ergebenheit erklärt [S. 26a] haben, bei welcher Gelegenheit wir nicht umhinkönnen, folgende Probe von des Verfassers poetischer Malerei auszuheben:

A c h m e t.

Der Sarazene, Herrscher, schmückt sich stets,
Wenn er dem Tod der Schlacht entgegensprengt,
Denn Huris, mit dem Busen, zart und weiß
Wie Schnee am Aetna, aber heiß wie Feuer
Und schwellend wie Granaten, mit
Den Augen, dunkler wie die Mitternacht,
Und dennoch glüh'nder als die Sonne, mit
Den Blicken, lieblicher, berauschender
Als Wein, erwarten ihn, und schmiegen sich
Als Siegeslohn in seine trunknen Arme! —

— nachdem also das eben Genannte geschehen ist, tritt König Richard im Mönchsgewande in einer Schenke bei der Festung Thierstein im Oestreichischen auf, wird entdeckt und gefangen genommen. — Die folgende Scene zwischen König Richard im Gefängnisse, und dem außen stehenden Blondel,

dem Ritter und Minnesänger, würde von wahrhaft theatralischem Effekte bei der Darstellung sein. Rührend ist Blondels Rede:

O Richard, o mein Held, du bist's! Ich küsse,
Wie deines Kleides Saum, der Veste Mauer,
Denn sie umschließt dich! — Eh' die Sonne, die
Sich dort schon an den Bergeshöhen senkt,
Verschwindet, mußt du frei sein, und in Freiheit
Muß sie mit ihrem letzten Strahl dich kränzen!
Alles versuch' ich, Schwert und List!

Drastisch wirkt der Versuch Richards, sich aus dem Gefängniß zu befreien, und der Kampf mit den eindringenden Wachen:

König Richard.
Ja, Gewalt!
Die lieb' ich auch!
(Er ringt mit dem Kastellan und dessen Leuten.)
»Ich ruf' es ohn' Erröthen« —
— Du bist ein östreichischer Schurke!
(Er hat im Ringen einen Arm frei gemacht, und schlägt einen Reisigen zu Boden.)
»Das süße, werthe Weib« —
— O schlechter, häßlicher Spitzbube!
(Schlägt wieder einen Reisigen zu Boden.)
»Es hilft in allen Nöthen« —
— Dir helfe Gott!
(Wie eben.)
»Und tröstet Seel' und Leib« —
Ich will dich trösten, weder Arzt noch Pfaffen
Bedarfst du weiter
[S. 26b] *(Wie eben, aber die Uebermacht überwältigt ihn und reißt ihn fort.)*

Die dritte Scene des zweiten Aktes führt uns an die Küste Ostfrieslands, wo Landleute und einige Edle auf das Schiff harren, was Heinrich den Löwen von England herüberführen soll. Er kommt, ein lebensmüder Greis, mit dem Prinzen Otto ans Gestade.

Heinrich der Löwe.
O Heimath, Heimath, meiner Größe Land
Und meines Falles — heil'ge Erde, sei
Gegrüßt — kein Kind stürzt sehnender
An seiner Mutter Brust, als ich an deinen Schooß

Otto.
So schön wie Englands Küste, Vater, ist
Doch diese nicht.

Sieh erst die Alpen ragen,
Hör's deutsche Herz zum deutschen Schwerte schlagen,
Sieh erst den Rhein durch Laubgehänge ziehen,
Unschuld auf unsrer Jungfraun Wangen blühen,
Und rufen wirst du: von den Landen allen
Will doch das Deutsche mir zumeist gefallen.

Erzürnt über das städtische Unwesen und den Stolz und die Unterdrückung, welche die Städter ausüben, schwört Heinrich Rache dem bedrückten Landmanne, und zieht nach Bardewick, um dieses zu zerstören.

Die Darstellung der gemächlichen Ruhe und des trägen Glückes der Stadtbeamten ist lebendig, und die darauf folgende Bestürmung der Stadt kann sich an Originalität mancher Shakspear'schen Scene zur Seite stellen, ohne in den Schatten zurückgedrängt zu werden.

Unstreitig der hellste Lichtpunkt dieser Tragödie ist die zweite Scene des dritten Aktes: das Erscheinen der weißen Frau von Braunschweig bei Heinrich dem Löwen, dessen Aussöhnung mit Heinrich dem VI., und sein Tod.

Wie poetisch, was Grabbe den Löwen über diese Aussöhnung sagen läßt:

Wie auch der Mensch drauf losstürmt — nie erreicht er
Das Ziel, führt Gott es ihm nicht zu — — Gebirge drängen,
Mit ihrer Föhrenwälder Brauen höhnisch
Und finster auf ihn niederschauend, sich
Um den verirrten Wanderer — er klimmt
Und klimmt — ringt über Felsen, windet durch
Gebüsche sich — umsonst! — kein Ausweg. — Er
[S. 27a] Verzagt — da setzt er seinen Fuß zufällig
Um eines Berges Ecke, und sieh da! geschmückt
Und reich, wie eine offne Muschel mit
Der Perle, prangt vor ihm das Thal
Mit seiner Stadt, dem Endpunkt seiner Reise —
Im Sonnenstrahle blinken ihre Thürme,
Heerstraßen reißen Ross' und Wagen,
Die Ströme Schiffe brausend zu ihr hin,
Den Wanderer mit ihnen —

Heinrich sagt zu der weißen Frau, welche ihm seinen Tod verkündigt:

Das Blatt, der Leib fällt ab! —
Es sei — und doch, ich könnte weinen —
Ist's mir doch fast, als schied' ich nun auf immer
Von einem alten Freunde, diese Brust,
Mit der ich oft so freudig athmete,
Und dieser Arm, der oft für mich so stark
Gekämpft — nun Asche wieder?

Des vierten Aktes erste Scene führt uns in den Saal des königlichen Schlosses zu Neapel, wo Tankred, als König, beschließt, das schon längst belagerte Rocca d'Arce zu erobern, und die von Hunger und Pest aufgeriebene Mannschaft des Kaisers zu vertreiben.

Als Probe, wie der Verfasser zu fluchen verstehe, hier dieses:

Hauptmann von Schwarzeneck.

Nun sollen doch alle Schock Schwerenoth die Normannen hunderttausend Klafter tief in die Erde schlagen, daß die Stücke wieder bis an die Sterne fliegen und in ihrem Feuer gebraten zurückfallen!

Zeitig genug eilt Kaiser Heinrich mit Mannschaft zu Hülfe, und die Stadt wird gerettet. — Bald ist das ganze Reich des Kaisers, Tankred gestorben, Alles hat sich unterworfen. Da verkündet ihm ein altes Weib den nahen Tod. Da sagt er, zum Aetna hinaufblickend:

Wie klein sind wir — nichts Größeres doch
Als die Natur. — Auf jenem Berge muß ich stehen,
Daß er mich trage an des Himmels Höhen.

In der dritten und letzten Scene des fünften Aktes finden wir die kaiserliche Familie auf dem Aetna zur Jagd versammelt. Heinrich, unumschränkter Herrscher von so manchem schönen Reiche, blickt auf die fernen Länder und Meere, und spricht für sich:

Drei Jahre noch, und Alles ist vollendet —
Ihr deutschen Fürsten möget trotzen nach Belieben,
Ich zwing' euch doch, die Kaiserkrone erblich
[S. 27b] Zu machen, dann das heil'ge Land erobert — dann
Stark durch Neapel und durch Deutschland,
Geschmückt mit eines Kreuzzugs heil'gem Ruhm,
Den Papst, die Lombardei zertrümmert — dann —
— Was für ein schmaler, dunkler Streif im Süden
Am Horizonte?

Achmet.

Fern und dunkel, wie
Der Erdtheil selbst ist, dämmern dort die Küsten
Von Afrika.

Kaiser Heinrich.

Auch dies Afrika muß mein
Einst werden, ziehn muß ich durch die Sahara,
Und dann an Nigers Fluthen mich erfrischen —
Kein Land, an welchem dort das Meer sich bricht,
Das ich mir endlich nicht erränge — o,

Ich stehe auf des Aetna Gipfeln, und
Wie der Schütz die Pfeile sendet durch die Luft,
Send' ich die Kriegesschiffe durch die See!
(Laut aufschreiend.)
Weh,
Was schlug? Wer klopft? — Das ist mein Herz nicht —
Der Tod! — der Hund! — Mein Kind! mein Kind! — Empörung
Wird sich erheben, wild und toll wie Rosse,
Wird Deutschland, wird Neapel stürmen
Vor dem unmünd'gen Herrscher — Meine Hand
Nur konnte die erst jetzt Gebändigten
Schon zügeln — Armes Weib —
(Er sinkt an die Erde.)

Constanze.

Er stirbt! Ein Schlagfluß!
O Jammer! Jammer! Alles ist nun verloren!

Kaiser Heinrich.

So unerwartet, schmählich hinzusterben —
O wär' ich lieber nimmermehr geboren!
(Er stirbt.)

So endet schnell und Jedem unerwartet mit Heinrichs Leben das Stück, ohne uns befriedigt zu haben, da jede genügende Episode demselben mangelt, wenn man nicht jedes Ende für hinlänglich hält, um als Episode zu gelten. — Man sieht, daß es dem Werke durchaus nicht an Handlung und Interesse fehlt, um auf der Bühne Glück zu machen; aber so wie es der Verfasser geschrieben hat, konnte es nicht aufgeführt werden, denn circa 57 redende Personen möchten schwerlich auf manchem großen Theater zu finden sein, welche die Rollen nach Erforderniß durchführten.

6.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.) Nr. 123. Dienstag, 3. Mai 1831. S. 537—39.

Kaiser Heinrich VI. Eine Tragödie in 5 Akten von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermann. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *

Unter den traurigsten Erscheinungen auf dem Felde der neuern poetischen Literatur behaupten die Tragödien des Herrn Grabbe einen ausgezeichneten Platz. Der berühmte Verfasser hatte vor einigen Jahren das Unglück, zum

* Vgl. Nr. 358 und 359 d. Bl. f. 1830, wo ein anderer Mitarbeiter über Grabbe's „Kaiser Friedrich Barbarossa" berichtete. D. Red.

dramatischen Dichter ernannt zu werden, welche Ernennung damals durch die Zeitungen mit Angabe des Gehalts bekanntgemacht wurde. Wenn nun zwar an sich der Gehalt beneidenswürdig ist, so liegt doch für ihn und für uns ein Unglück in dem Umstande, daß er dadurch gehalten ist, Tragödien zu schreiben, da er nach den bisherigen Proben leider nicht in dem Fall zu sein scheint, weder von der Dichtkunst im Allgemeinen, noch von seinem Zweige, der Tragödie, einen richtigen Begriff zu haben. Recensent würde dem unglücklichen Manne gern mit seiner eignen Weisheit aushelfen, wenn Herr Grabbe nur in dem Fall wäre, einiges Gefühl für das Lächerliche zu haben, denn dann wäre zur Einleitung in jene nothwendige ästhetische Vorlesung nichts weiter nöthig als einige Citate aus der sogenannten Tragödie „Heinrich VI." und die Frage, ob er uns damit ergötzen oder zum Besten haben wolle? z. B. die Sterbescene S. 251.

Kaiser Heinrich.

O,
Ich stehe auf des Aetna Gipfeln, und
Wie der Schütz die Pfeile sendet durch die Luft,
Send' ich die Kriegsschiffe durch die See!
(Laut aufschreiend)
Weh,
Was schlug? Wer klopft? — Das ist mein Herz nicht —
Der Tod! — Der Hund! —

Der Kaiser stirbt am Schlagflusse, daher das „Was schlug?" und „Wer klopft?" Wir begreifen aber nicht, wie der Kaiser so grob sein kann, den Tod einen Hund zu schimpfen, da derselbe mit seinem Klopfen offenbar ein Uebriges gethan, denn man weiß, daß er in der Regel ohne zu klopfen mit der Thür ins Haus fällt. Groß gedacht ist die Scene aber immer, denn da der Kaiser auf dem Aetna unter freiem Himmel ist, so kann der [S. 537b] Tod an nichts Anderes geklopft haben, als an den Berg, und das ist hoffentlich erhaben. So ist die Sache, wenn wir annehmen, daß Hr. Grabbe uns ergötzen wollte; will er uns aber zum Besten haben, so fragen wir, welche Sterbescene hat der sarkastische Autor travestiren wollen? Die angeführte Stelle steht wirklich wörtlich so in dem Buche, und ist keinesweges die einzige in ihrer Art, was man zu fürchten versucht werden könnte. Wenn wir uns nach solchen Entdeckungen nur im allerentferntesten einbilden könnten, daß Fragen, wie die obigen, einigen Eindruck auf den Dichter machten, so würden wir nachher Gelegenheit finden, darzuthun, Heinrich VI. sei keine Tragödie und was daran ein lehrbegieriger Recensent Alles knüpfen könnte, ist leicht zu erachten. Da indessen die Umstände nicht so glücklich sind, so fürchtet Recensent eine Grabbe'sche Sündflut von

Tragödien, wobei die Literatur freilich offenbar den krabbigen Gang ginge, es müßte denn sein, daß das Publicum diese Erzeugnisse als humoristische Donquixoterien aufnehme und nur als solche liebgewönne. Dann wäre es sehr erfreulich, manchmal eine treffliche Rede des edeln Ritters und Poesie mitten in dem Unsinn zu finden. Das Publicum hat aber ebenso gut seine Launen als Herr Grabbe, und vielleicht macht er ganz ernstlich Furore (wie wir es ja erlebt haben, daß man Ohrenbetäubung für „musikalischen Genuß" nahm, obgleich wir feierlich dagegen protestiren müssen, Herrn Grabbe mit irgend einem Künstler, der nie gegen den reinen Satz fehlt, verglichen zu haben); wenigstens ist es schon möglich geworden mit einer gründlichen Beurtheilung seiner Werke Gehör zu finden, ja sogar nothwendig, daß die Kritik sie berücksichtige. Um nun nicht für tadelsüchtig zu gelten, wollen wir zuerst anerkennen, daß überraschende Gedanken nach beiden Seiten und einzelne, sehr schöne Stellen den Leser Heinrichs VI. erfreuen werden, und dann den Hergang als vorläufigen Reiz zum Lesen und zum Behuf einiger Bemerkungen angeben. Die Idee des Stücks ist der hochstrebende, aber leider plötzlich sterbende Heinrich VI. und das Tragische wird in den beiden letzten Versen also interpretirt:

Achmet.
So plötzlich hingestürzt im größten Glück!

Diephold.
Das schrecklichste, das tragisch'ste Geschick!

[S. 538a] Funfzig Personen und 4 Heere gehen über die Bretter, Schlachten werden geschlagen und Vulkane spein. Der Verlauf ist dieser:

Unter dem despotisch überspannten Heinrich von Hohenstaufen seufzet die normannische Eroberung. Tancred, der edelste der normannischen Großen, tritt auf den Vesuv und rufet Guiscard und Bohemund aus ihrem Versteck, dann beklagen sie alle Drei mit vollen Backen von demselben edelzornigen Standpunkte, und ohne den allergeringsten charakteristischen Unterschied das Schicksal der Normannen. Ueberspannter Patriotismus und Ahnenstolz, Haß gegen die Deutschen, Begeisterung für das schöne Italien, Verachtung gegen die Italiener, zeichnen Tancred nur dem Grade nach aus. Darauf kommt Graf Acerra und verkündet frohlockend Barbarossa's Tod, Tancred ist edel, er vergißt seinen Zorn und trauert um den großen Feind. Nachdem er diese und andere königliche Gefühle geäußert hat, setzt ihm der gründlicher hassende Acerra das Diadem auf, und sogleich fühlt Tancred seine Schwere in der bekannten Melodie von den goldenen Reifen. Darauf flüchten sie sich vor einer schwäbischen Wachtpatrouille zu Schiffe. Diese Leute verrathen zwar einiges Studium der Soldatenflüche, reden aber den-

noch keineswegs classisch gemein, so z. B. sagt gleich der Hauptmann von Schwarzeneck: „Heilige Kreuz-Donnerwetter, bleibt mir in gleichem Schritt, Kerle!“ statt: Kerls! haltet Tritt! und „alle Sacrament“ statt: Himmelsakkerment!

Es ist unbegreiflich, warum der Dichter hier nicht mehr nach dem Leben gezeichnet hat, was so leicht war, wenn er nur dem ersten besten Unteroffizier die Scene zur Durchsicht und Verbesserung vorlegte. Da die Schwaben keine Normannen sehen, halten sie einen schwäbischen Discurs miteinander, worin viele ausgesuchte Witze vorkommen, die indessen mehr dazu bestimmt scheinen Unwillen, weniger Lachen zu erregen. Wolfgang z. B. erzählt, er habe einen Eremiten todtgeschlagen, der ihm die Thränen Christi nicht herausgegeben und arrangirt den Schluß der Geschichte so: „Meinst Du, Hauptmann, daß der schurkige Pfaff mir den Wein herausgeben wollte? Ich sollt' ihn bezahlen! — Na, ich bot ihm 4 Batzen, — der Kerl machte nicht einmal die Hand auf, — da gab ich ihm E i n e s (lies Eins) an die Ohren, und als er krächzte, schlug ich ihm natürlich auf das Maul, und als er da noch nicht still war, sondern zappelte und winselte, handthierte ich an ihm ein wenig mit dem Speer — er fiel an den Boden wie ein geschossener Sperling, und ich ging mit den Thränen aus der Thür“.

R u p r e c h t.
Beweint kann er also nicht wohl sein.

Ist Ihnen gefällig zu lachen, meine Herren? oder finden Sie sich roh verletzt?

Nachdem auf diese Weise Sitte und Zustand jener Zeit geschildert worden ist, wozu auch noch d a s Abweichende gehört, daß die Gemeinen viel vornehmer reden als der Hauptmann, ziehen die Schwaben wieder ab, die Herr Grabbe sich indessen wahrscheinlich alle unter 40 Jahren gedacht hat, denn sie sind gar zu naiv.

[S. 538b] Also vorbereitet kommen wir an den wilden Hohenstaufen selbst, der uns so glühend entgegentritt, daß er schon im dritten Verse in die Worte ausbricht: — „o ich glühe!“ — und ein Glas Eis verlangt. So zürnt er den empörerischen Unterthanen! Dann braust er fort von Kriegen, Blut und Feuer, umarmt beiläufig seine Gemahlin Constanze, die ihn zu besänftigen sucht und, als die Leiche seines Vaters kommt, da hat er keine Zeit zu trauern, selbst auf das ausdrückliche Verlangen seiner Gemahlin nicht. Mehr Wirkung bringt seine Mutter hervor, die „Kais'rin“ Beatrice. Zwar tritt er ihr mit dem bedeutungsvollen: „Kais'rin“ — entgegen, allein sie antwortet noch bedeutungsvoller: „Heinrich — aus — vorbei —“

Spartanische, Grabbe'sche Kürze! und sie verfehlt ihre Wirkung nicht, man merkt dem harten Hohenstaufen den Schmerz an. Darauf erzählen die Fürsten Barbarossa's Tod und den Verlust des ganzen Heeres. Dem politischen Eindruck überläßt sich Heinrich ohne Zurückhaltung und faßt den Vorsatz, keinen Kreuzzug zu machen, überhaupt nicht so hochsinnig zu sein wie sein Vater, sondern die nämlichen Waffen zu gebrauchen wie seine Gegner, Verrath, List, Geld und Grausamkeit. Seine Gemahlin erinnert ihn an Nachruhm und Gewissen; er antwortet groß und entsagend:

Mit
Dem Nachruhm frist' ich keines Sperlings Leben,

(ein seltener Ausdruck der Wichtigkeit des Nachruhms!)

Und das was Ihr Gewissen nennt, was in
Dem guten Stuttgart jeden Bürger ziert,
Ist auf Waiblingens Throneshöhen
Nur schwäbische Spießbürgerei.

Die Grundsätze, die Ansichten, die Gefühle des Mannes tragen den Stempel des Ungemeinen, und wenn dies nicht der Fall sein sollte, so affectirt er solche, von denen er es glaubt. Mit Dynastienstolz und hohenstaufischen Gefühlen nimmt er seinen Knaben auf den Arm, und mit innerlich gemeiner Berechnung beschließt er Oestreich an Richard Löwenherz zu rächen. Darauf meldet man den Aufruhr der Normannen und den Verlust Siciliens und Heinrich ruft nach „frischem Eise!" — Rom soll durch Aufopferung des treuen Tusculums gewonnen, Richard gefangen, und mit Englands Geld die Welfen, deren Erhebung gemeldet wird, und Welschland, das in Aufruhr steht, bezwungen werden. Mit diesen Entschlüssen geht der Kaiser nach Rom. Seine Gemahlin bleibt in Neapel und sein Kind in Rocca d'Arce unter Diephold's Schutz. Dies ist der erste Akt, der im Ganzen und im Einzelnen um so weniger befriedigt, je viel versprechender der Anfang ist, nämlich Tancred's Schilderung des Golfes von Neapel, S. 6.

In einer östreichischen Schenke, wo natürlich alle Leute „halter" sagen und aus dem „Tiroler Wastel"[1] das Speiseverzeichniß aufgenommen ist, weil die Oestreicher Fresser sind, in dieser also charakterisirten Schenke

[1] Das erfolgreichste Wiener Lokalstück Emanuel Schikaneders, eine komische Oper in drei Akten, mit der Musik Jakob Haibels, eines Mitglieds der Schikaneder'schen Theatertruppe, zum ersten Male aufgeführt am 14. Mai 1796. Mittelpunkt des Stückes ist eine große Praterszene im zweiten Akte. Sie führt einen spitzbübischen Wirt vor, der seine Gäste, die ein opulentes Mahl bei ihm bestellt haben, mit seinen „Wirtspfiffen" zu betrügen sucht. Abgedruckt ist sie in Egon v. Komorzynski's Werke: „Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters", Berlin, Behr 1901, S. 170—71.

spinnt sich der Faden fort, indem Richard Löwenherz zuerst ebenso heroisch glüht, wie der Hohenstaufen oben that, und dann [S. 539a] auf völlig wahnsinnige Weise Schlägerei anfängt und seine Verkleidung geradezu ankündigt. Nachdem er sich tapfer geprügelt, wird er übermannt und gefangen gesetzt. Täppischer konnte die Scene nicht leicht angelegt werden, und doch ist gleich die folgende, wo Blondel vor dem Gitter singt, vielleicht noch thörichter, da sie zu nichts dient, als zu Blondel's Gefangennehmung und einem abermaligen wahnsinnigen Wüthen Richards. Im Allgemeinen jedoch, das ist nicht zu leugnen, haben wir erfahren, daß Richard ein unsinniger, wüthend tapferer Mann, gefangen sitzt; nur muß man gestehen, daß auf keine Weise zu begreifen ist, wie der Zweck des Dramas, Charakteristik Heinrichs VI. und sein Schicksal, dieses weitläufige Pasquill auf den, wie anderweitig bekannt ist, ruhig tapfern, liebenswürdigen Richard rechtfertigt, da er doch zuletzt nur dazu gebraucht wird, um ihn gut zu verkaufen, und keineswegs einen bedeutenden Contrast gegen Heinrich bildet, er, der ebenso hitzig, ebenfalls grausam und, auf dem Reichstage, endlich eben der Tücke fähig zu sein geständig ist. Der einzige Unterschied bleibt, daß Heinrich etwas mehr schurkisches Bewußtsein und keine Heldenthaten für sich hat.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 124. Mittwoch, 4. Mai 1831. S. 541—43.

Kaiser Heinrich VI. Eine Tragödie in 5 Akten von Grabbe.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Von Oestreich begleiten wir den Dichter nach der Küste von Ostfriesland, wo die Sachsen auf die Landung ihres Herzogs, Heinrich des Löwen, warten. Eine ganze Nation am Strande gelagert, 2 Fürsten, jeder hoch zu Roß auf einem Felsblock haltend, ein Schiff am Horizonte auftauchend, herankommend, den Herzog landend, diese Kleinigkeiten gehen wirklich vor, ungefähr auf 4 Blättern, während sich 4 Sachsen, die wider Erwarten individualisirt sind, unterreden und Auskunft über die Lage des Volks geben. Dagegen sind die beiden Fürsten leere Namen. Heinrich der Löwe beschließt, das ungetreue Bardewick zu strafen, aber auch als festen Platz im Rücken zu behalten, wenn er weiter vorrückt. Darauf erscheint der bardewicker Bürgermeister, und es gibt eine Philisterscene. Aber wie auf Feenwagen, so plötzlich ist das Sachsenheer da und mitten hinein, und die Stadt liegt in Asche, nur der Dom bleibt stehen, und Heinrich schreibt

darauf: vestigia leonis. Bei der Gelegenheit nimmt der Bürgermeister Rudlieb ein sehr originelles Ende. Als er kaum seinen Hut und Stock gefunden, stürzen die Sachsen mit Speeren herein, und Wehrfried „stößt ihn durch".

Bürgermeister Rudlieb.
Weh mir — ich habe den Speer in der Brust — unmöglich,
es kann nicht sein, — und doch — ich saß hier eben so ruhig —
(Er stirbt.)

Man kann die Originalität dieses Todes nicht leugnen, denn es ist gewiß noch Niemand so gestorben. Der strategische Festungsgedanke des Herzogs geht in seiner Rache unter, welche wiederum grell und gräßlich hervortritt, z. B. in Heinrichs höhnischen Worten:

Jetzt lache ich und Eure Häuser brechen ein.

Dann, zu seinen Kriegern gewandt, fährt er fort:

Barmherzig seid! kürzt den Rebellen ihr
Gewinsel, ihren Jammer ab und schlagt
Sie todt!

Dennoch würde man ihm verzeihen, wenn nur der Ingrimm des Geächteten gleich von vorn herein mehr hervorträte; und auch so muß man gestehen, daß dieser Charakter eine sehr erfreuliche Abwechselung von den bloßen Haudegen, die Grabbe schockweise aus dem Aermel schüt-[S. 541b]tet, gewährt und darum auch vorzugsweise deutlich erscheint. Sein Monolog S. 162 und 163 ist vortrefflich und selbst prosodisch und sprachlich zu ertragen. Die schönste Stelle daraus ist diese (sie bezieht sich auf die eben eingegangene Nachricht von der Verbindung seines Sohnes mit Agnes von Hohenstaufen):

Wie hab' ich nicht gekämpft,
Gesiegt, gelitten, um den großen Zwist
Der Welfen und Waiblinger zu beenden —?
Es war umsonst. — Jetzt endet ihn 'ne Hochzeit! —
Wie auch der Mensch drauf losstürmt — Nie erreicht er
Das Ziel, führt Gott es ihm nicht zu — — Gebirge drängen,
Mit ihrer Föhrenwälder Brausen höhnisch
Und finster auf ihn niederschauend, sich
Um den verirrten Wanderer — Er klimmt
Und klimmt — ringt über Felsen, windet durch
Gebüsche sich — umsonst! — kein Ausweg — Er
Verzagt — Da setzt er seinen Fuß zufällig
Um eines Berges Ecke, und sieh' da: geschmückt
Und reich wie eine offne Muschel mit
Der Perle prangt vor ihm das Thal
Mit seiner Stadt, dem Endpunkt seiner Reise —
Im Sonnenstrale blinken ihre Thürme,

Heerstraßen reißen Roß und Wagen,
Die Ströme Schiffe brausend zu ihr hin,
Den Wanderer mit ihnen — Aber wird
Er auch da finden, was er dort
Zu finden hoffte? Wird der junge Bund
Der Welfen und Waiblinger lange währen? —
Ich zweifle. Alles was ich je erfahren, lehrt
Es anders. Auf der Erde Streit und Wuth
Selbst unter Freunden, Ruhe nur im Grab.

Freilich wird unser verwöhntes Ohr auch hier noch die classische Vollendung vermissen; wen aber sollte dennoch diese tief bedeutungsvolle Dichtung mit ihrer Schönheit nicht hinreißen? wer aber sollte es nicht auch bedauern, daß derselbe Mann, der uns hier erfreut, jene Reihe abscheulicher Caricaturen mit lauter rohen Kreidestrichen gezeichnet, die uns aus den übrigen Blättern angrinsen?

Aber dies ist auch der Grund, warum Hr. Grabbe eine Kritik verdient, sonst würden wir gleich von vornherein mit dem Ausspruch, sein Stück sei unter aller Kritik, fertig gewesen sein.

Ein anderer Lichtpunkt ist das Liebespaar: Agnes von Hohenstaufen und Heinrich der Welfe, wenngleich der Jüngling ein ziemlich unbestimmter und Agnes fast zu [S. 542a] staatsklug ist; das Mädchen hat viel Anziehendes und ist deutlich und gut gehalten, man könnte den Anfang des dritten Aktes, wo die beiden Liebenden noch allein im Saale der Reichstagsversammlung sind, meisterhaft nennen. Der Reichstag selbst bringt allerdings den Kaiser Heinrich zum Handeln, macht ihn aber zum ganz abstracten Staatsmanne, dem nichts gilt als seine Zwecke. Darum geht er auch taschenspielermäßig mit dem Reichstage und selbst mit König Richard und dem Liebespaare um. Merkwürdig ist es, daß Niemand von den staatsklugen Herren, nur Agnes ihn durchschaut und also zu ihrem Zwecke lenken kann, indem sie ihm vor der ganzen Versammlung die nöthigen Gründe für die Versöhnung mit den Welfen ins Ohr raunt. Wiefern solche Fiction statthaft sei, überlassen wir Jedes besonderm Gefühle, wenigstens scheint die Naivetät des Mädchens viel Schwieriges möglich zu machen. Das zweite Unziemliche, ihre tiefblickende Staatsklugheit, erklärt der Dichter mit einer ebenso tiefen Sentenz aus Agnes eignem Munde, sie sagt:

Das Weib
Sieht tief, der Mann sieht weit. Euch ist die Welt
Das Herz, uns ist das Herz die Welt.

Und damit wollen wir uns auch zufrieden geben, wenngleich die innere Unwahrheit hierin nicht minder groß ist als in den Artigkeiten, die sich Richard und Heinrich am Schlusse der Versammlung sagen, während kurz

vorher noch Heinrichs gezücktes Schwert dem Leben des Löwenherzigen drohte, eine Geberdung, die wiederum schwerlich unter solchen Umständen gestattet werden kann. So drängt auch in dieser bessern Partie eine Absurdität die andere, weil es dem Dichter nicht gefallen hat, die erste Tugend des Dichters, die Besonnenheit, bei der Empfängniß der Phantasien zu gebrauchen. Nach der Versöhnung mit Heinrich dem Löwen, den er sterbend antrifft, eilt der Kaiser zum Entsatz von Rocca d'Arce, dem letzten Ueberbleibsel seines italienischen Reichs.

Wir finden die im ersten Akte geächteten Normannen jetzt im Besitze der Herrschaft. Der König Tancred ist die schönste Erscheinung im Stücke, und sein Ausgang der einzige tragische, denn er hat umsonst für das Vaterland auch als König gelitten und stirbt vor Gram bei seinem Fall. Guiscard wird zum tapfern General, und man findet ihn dem Tancred sehr verwandt. Acerra erscheint blutdürstig, Bohemund faul, genußsüchtig und ehrlos, jedoch finden wir den Letztern mehr beschrieben als charakterisirt, und billig hätte man eine ordentliche Nuancirung gleich in der ersten Scene des ersten Aktes finden sollen: denn, wie schon Aristoteles sagt, der Charakter ist da, wenn man weiß, was unter Umständen von der Person zu erwarten ist; also liegt der Lebenspunkt jedes Charakters gleich in dem ersten Auftreten.

Aus dem normannischen Reichstagssaale geht es in die Wachstube auf Rocca d'Arce. Darauf kommt Entsatz, und es wird eine Schlacht geliefert, deren Vorstellung in dem Flüchten der Truppen über die Bühne und in dem Gespräch Tancred's und Guiscard's besteht, welche ziemlich zuschauermäßig darüber verhandeln, bis das Mes-[S. 542b]ser auch an sie, wenigstens an Guiscard, kommt. Nach dem Siege verfährt Heinrich mit der ausgesuchtesten Grausamkeit. Scheiterhaufen, zu Tode schleifen, Blenden sind die Strafen, und bei dem Dome von Palermo baut er sein Schaffot.

Kaiser Heinrich,
(sich umschauend).
Hohe Häuser, mächt'ge Fenster,
Der Dom beian — die beste Stelle, ein
Schaffot da aufzurichten —
Schlagt es auf! —

Er mordet recht mit Liebe und Wollust, er ist ein so arger Teufel, daß wol, außer diesem Sohne der grausamen Grabbe'schen Phantasie und seinen vielen Brüdern, schwerlich noch ein anderer unter der Sonne gefunden würde. Und für diese ekelhafte Misgeburt sollen wir uns gleich in der folgenden Scene wieder so sehr interessiren, daß wir es ertragen können, schöne Reden und große Gedanken, Eroberungsplane und überspannte

Hochmuthsphrasen, die, wie Hr. Grabbe überhaupt zu thun scheint, das äußerlich Große mit der innern Größe verwechseln, anzuhören? Wir müssen es, und es ist kein Ende abzusehen; da plötzlich kommt jener Deus ex machina, der Schlagfluß, der zwar anklopft, wie wir gesehen haben, aber durch nichts motivirt ist als durch die beiden Gläser Eis, die der Kaiser bei großer Aufregung und Hitze im ersten Akt genommen hat, wovon freilich dieses Ereigniß eine ziemlich späte Wirkung wäre.

Dieser Charakter ist gemein und häßlich, er ist aber auch unwahr, denn so sehr wirft Niemand das Gewissen und alle Ehre weg, selbst um die höchste Herrschaft nicht. Eine Herrschsucht ohne Ehrgeiz ist der gemeinste Materialismus, der sich denken läßt, ein bloßes Streben nach Besitz und zwar mit großer Unklarheit, denn Besitz ist nichts ohne Genuß, und eine wirkliche Herrschaft verkümmert ihn. Und, in der That, so strebt Niemand. Wer Herrschaft will, der will auch Ehre, oder vielmehr er will Herrschaft vorzüglich um der Ehre willen. Was soll man also zu diesem wunderlichen Abstractum, dem Kaiser Heinrich, sagen? Was von fast allen Charakteren in diesem Stücke gilt: sie sind unwahr. Menschen kennt Herr Grabbe nicht; sie sind ihm auch gar kein Gegenstand: auf Schlachten, Donner, Berge, Vulkane ist sein Sinn gerichtet; Schwertergeklirr, Truppenmärsche, ungeheure Versammlungen, Belagerungen sind ihm wichtiger als das Geheimniß des Menschengeistes, das zu belauschen die unsterblichen Kränze gebieten, und darzustellen die höchste Aufgabe der Kunst, die einzige der Tragödie ist.

Dieses Drama ist keine Tragödie, denn der Held geht durch kein tragisches Verhältniß, er ist immer im Glück, nirgends wird seine prahlerische Seelenstärke in den Glühofen des Unglücks gebracht, es bleibt nichts übrig als sein Tod, und plötzlicher Tod im Glücke ist kein Unglück, vielmehr hat jede gesunde Philosophie von jeher Die gepriesen, die wie Kleobis und Biton auf dem Gipfel ihres Glückes starben, und Cäsar wünschte sich den unerwartetsten Tod. Aber freilich ist des Kaisers Glück ein sehr äußerliches. Oder soll etwa die Tragödie wirklich [S. 543a] darin bestehen, daß dieser Mensch allen sittlichen Halt verloren hat und in Sünden dahinfährt? Dazu ist der Dichter zu aufgeklärt und zu freisinnig, denn er ist dahingekommen, daß er weder im Sittlichen noch im Sprachlichen noch im Prosodischen irgend eine Regel anerkennt, eine wahrhaft göttliche Freiheit, aber leider hat sie zur Folge, daß wir seine Verse nicht messen, seine Sprache nicht genießen, seine Helden nicht schätzen können. Das ist die Regel; wo wir es können, finden Ausnahmen statt. Man versuche z. B. den Vers:

Neapel, und Antiochia, Palästina

zu einem Verse zu machen, und S. 11 lesen wir:

Zwei Zeichen, daß der Normann mit dem Feind
Gern ringt, ihm gerne nah' ist / Noch
Ist nicht der alten Heimath Sprache / von
Der Lipp' uns ganz entflohen, und so lang
Der Normann spricht normännisch, / kann
Er auch normännisch denken, handeln.

Trancred.
Wär's
Doch so —

Solche Passagen gehören nicht zu den seltenen, gleich die ganze Seite 10 ist ähnlich und zum Theil noch schlimmer, wie z. B. in dem Verse:

Reicht er Giftbēcher dar zum Trinken — statt ꝛc.

Das allerabscheulichste Gänsegezisch ist aber in dem Schlußverse:

Das schrecklichste, das tragisch'ste Geschick!

Wenn Herr Grabbe endlich von Männerbrüsten redet und sich erlaubt, zu sagen:

Blüh' und erwachse fort,

so sind das ganz unverzeihliche Frevel gegen Sprachgebrauch und Logik. Es ist aber gar nicht möglich, alles Falsche und Widerwärtige aufzuzählen, wenn man nicht das halbe Buch abschreiben will; daher gab Recensent es auch bald auf, diese Sächelchen anzumerken.

Um Alles in ein Urtheil zusammenzufassen, müssen wir sagen, daß Herr Grabbe die Regierung Heinrichs VI. völlig roh und unkünstlerisch dramatisirt und keineswegs wahre und bedeutungsvolle Charaktere geschaffen und dargestellt habe: ein Misgriff, welcher nicht nur in der epischen Weitschichtigkeit und der Verkennung des wahren dramatischen Elementes, sondern leider mehr in einer völligen Gefühllosigkeit für das psychologisch Wahre und den Umständen Angemessene seinen untilgbaren Grund zu haben scheine; die wichtige Frage aber, wiefern der Geist jener Zeit citirt sei, zu thun, müsse bei so bewandten Umständen mehr als überflüssig erscheinen.

153 [d. i. Arnold Ruge[1]].

[1] Nach einer Auskunft des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig.

7.

Literatur-Blatt. Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel. N°. 47. [Beilage zu Jg. 26, N°. 109 des „Morgenblattes für gebildete Stände". Stuttgart und Tübingen, im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.]
Montag, 7. Mai 1832. S. 185—87.

Historische Trauerspiele

Das historische Trauerspiel hat sich in Deutschland noch nicht recht aus dem heroischen herausgebildet. Der Idee und Form nach müssen aber beide wohl unterschieden werden. Beim heroischen Trauerspiel im antiken Sinne und noch später im romantischen Sinne Shakespeares, Calderons, Lessings, Goethes, Schillers kommt es nicht auf den historischen Hintergrund, sondern nur auf den heroischen Vordergrund an. Der Held und seine Tugend interessirt uns, nicht blos das Zufällige seines Namens, seines Zeitalters und Kostüms. Bei historischen Trauerspiel aber, welches erst in der modernen Zeit entstanden ist, kommt es umgekehrt nicht auf den Charakter des Helden, sondern hauptsächlich nur auf das Kostüm im weitesten Sinne, nämlich auf treue Zeichnung des Zeitalters und der Nationalität an. In Paris hat man angefangen, diese Sonderung zu fühlen, und indem man dem alten heroischen Trauerspiel sein Recht gönnt, hat man jene neuen Kostümstücke zugerichtet, die, ohne sich die Würde der ältern Tragödien anzumaaßen, doch das Bedürfnis, eine vergangne Zeit treu zu spiegeln, zweckmäßig befriedigen.

Bei uns weiß man so scharf noch nicht zu sondern, und dies bringt den Uebelstand mit sich, daß man in einem geschmacklosen juste milieu das Heroische und Hi=[S. 185b] storische mischt, Helden, die man durch die Würde der Sprache nicht zu heben weiß, durch das Frappante des Kostüms zu heben sucht, und hinwiederum auch bloß Figuranten des Kostüms mit pathetischen oder sentimentalen Phrasen ausstopft, als ob das einmal dazu gehörte. Auf diese Weise erhalten wir jährlich ein halb Schock Trauerspiele, die zu schlecht sind, um den klassischen dieser Gattung beigezählt werden zu können, und die zugleich nicht anspruchslos genug sind, um sich blos auf das Kostüm zu beschränken, die also weder das Herz noch das Auge befriedigen, und weder rein edle Menschlichkeit, noch auch rein eine besondre Nationalität darstellen, sondern immer hübsch zwischen durch in die dunkle Kammer der Vergessenheit fallen. Nur wenige machen davon eine Ausnahme.

I) Die Hohenstauffen. Ein Cyclus von Tragödien von Grabbe. Zweiter Band: Kaiser Heinrich VI. Frankfurt a. M., Hermann, 1830.

Alles, was wir Rühmliches vom ersten Theile dieser cyklischen Dichtung gesagt [1], gilt auch vom zweiten. Dieselbe kraftvolle Hand hat auch hier wieder den dichten historischen Wald gelichtet, die Fülle der Gestalten und Begebenheiten bewältigt und alle historischen Lichtpunkte [S. 186a] auf einem poetischen Fokus gebracht. Wir geben eine kurze Skizze.

Graf Tancred, ein unwillig unter das Joch gebeugter Normann, eingedenk der alten normannischen Herrschaft über Neapel und Sicilien, sinnt während der Abwesenheit des greisen Kaiser Friedrich Barbarossa auf Empörung.

Seht die Sonne,
Wie sie den Flor der Nacht aufhebt, Neapel
In seiner Schönheit zeigt — Ha, da der Golf —
Ists nicht, als breiteten die blüh'nden Ufer
Sich aus wie Liebesarme, faßten wonnig
Das glanzumstrahlte Meer? Dort Ischia,
Dort Capri, in die zarten Morgennebel
Verschämt, zwei Jungfrauen, gehüllt, sich in
Den Wogen badend, welche trunken sie
Umzittern — Und in Horizontes Ferne
Flammt Stromboli, die ew'ge Feuerquelle,
Die nie erlöscht, wie auch das Meer dran brandet! —
— O Herz, mein Herz, so brennst du immer.
Wie sich der Held
Die Braut erringt, errangen wir mit Kraft
Und Stahl dies Land — bei Gott es ist 'ne Braut
— Wo wäre
Ein Mädchen in Europa, flammender
Und bräutlicher als unser Reich? — Es ruht
Ja unter Myrthen, unter Blumen, — zwei Vulkane
Sind seine Hochzeitsfackeln — Rebenketten,
Festlich durchleuchtet von dem Gold der Trauben, schlingen
Als Gürtel prangend sich um seine Küsten,
Und an Siciliens Ufern schmachten Palmen,
Mit ihren Blättern wie mit Zungen lechzend,
Dem Liebenden entgegen! — Doch als der
Alcide sich die Omphale gewonnen,
Entnervte er an ihres Busens Flaum,
Und der Normannen Stärke schmolz im Kuß
Von Südens Sonne, und sein Schwerdt verglühte.

Während so der Graf sehnsüchtig auf Neapels Befreiung sinnt, kommt die Nachricht, der Kaiser sey im Morgenlande gestorben:

[1] Siehe S. 51—55, unter Nr. 12.

Ich komme von Sicilien —
Dort melden stündlich griechische Kauffahrer:
Es zieht ein Schiff mit Trauerwimpeln, tief
Umflort den kaiserlichen Adler, durch
Das Meer von Candia, — auf dem Verdeck
Stehn stolze Fürsten mit verschränkten Armen,
Und spiegeln in den Wellen ihre Thränen,
Und in dem Schiffe ruht ein Sarg, umklammert
Von einer Kais'rin schmerzzerrung'nen Händen.

[S. 186b] Diese Nachricht beschleunigt den Ausbruch der Empörung und Tancred wird zum König gewählt.

Unterdeß befindet sich Friedrichs Sohn und Nachfolger, Kaiser Heinrich VI., bereits in Neapel, bei seiner normannischen Gemahlin Constanze. Er sagt:

Schön ist dies Land, dein Brautgeschenk — Doch ist's
Auch falsch wie schön. Nicht dank ich dir dafür.
Wie eine Schlange unter Blumen, fand
Ich's gleich, als ichs betrat — es krümmte tückisch
Empor sich, meine Ferse zu durchstechen,
Jedoch zum Glück ist sie mit Erz gepanzert.

In dieser kräftigen Weise spricht und handelt er. Auch die Welfen in Sachsen erheben sich wieder ihn, da Barbarossas Tod bekannt wird:

Dacht' ich es nicht? Wenn ein Waiblinger fällt,
Wie jetzt mein Vater, stehen jedesmal
Die Welf'schen Löwen auf, vor Freude brüllend,
Daß Erd und Himmel beben!

Der Kaiser geht nach Deutschland, den gefährlichen Aufruhr zu dämpfen. Schluß des ersten Akts.

Im zweiten Akt erscheint Richard Löwenherz verkleidet in einer österreichischen Herberge; er wird erkannt und festgenommen. Dann werden wir nach Sachsen versetzt, wo Heinrich der Löwe in seinem ganzen Grimm erscheint und die Stadt Bardewick zerstört. Sowohl der Löwe als das Löwenherz sind trefflich charakterisirt, und eben so die loyalen österreichischen Bauern und die philiströsen hanseatischen Geldaristokraten.

Der dritte Akt präsentirt uns den deutschen Reichstag zu Hagenau. Hier erscheint zuerst Richard Löwenherz vor Gericht und muß sich durch eine Summe Geldes loskaufen. Diese gemeine Scene, (übrigens hat das Loskaufen seine historische Richtigkeit) ist mit Geist ausgeführt, und insbesondere ist folgende Bemerkung des Kaisers klassisch zu nennen:

Himmel,
Mein bester Kanzler, laß durch deinen Eifer
Dich nicht verführen. Alles, alles thu', nur nicht

Antworten! — Grade dadurch ist der Pabst
So groß geworden — Hätten meine Ahnen
Nicht allzuoft der Ehre ihn gewürdigt,
Mit Worten seine Worte zu erwiedern,
Statt dessen stolz geschwiegen, rasch gehandelt,
Nie fand er Anlaß vielen Lärm zu machen,
Und unbeachtet wäre sein Geschrei
Verklungen. Unser Widerspruch nur schaffte
Ihm Werth. —

In demselben Akt wird auch der Kaiser mit Heinrich dem Löwen versöhnt, durch die Klugheit der lie-[S. 187a]benswürdigen Agnes, des Kaisers Muhme, die den jungen Welf liebt. Der alte Löwe sagt zu ihr:

Sey meine Tochter, Mädchen. Gott beschütze
Und stärke dich — denn, Rose, blühen mußt
Du zwischen Felsen.

Der vierte Akt bringt uns wieder nach Italien, wo Tancred die Kaiserin Constanze und ihren jungen Sohn, den nachherigen Kaiser Friedrich II. hart belagert hält. Recht charakteristisch werden sie durch einige den Hohenstauffen befreundete Araber und durch kräftige deutsche Lanzknechte gegen die Italiener geschützt, bis der Kaiser aus Deutschland kommt. Tancred wird vor der Feste geschlagen, und ruft verzweifelnd aus:

Die Welt wird auch wohl einmal Greis,
Man merkts an ihrer grauen Locke, der
Milchstraße.

Das ist wieder einmal eine von den alten Grabbeschen Hyperbeln, mit denen er sich seine frühern Gedichte so oft verderbt, die er indeß in den spätern immer mehr vermieden hat. Die folgenden sehr schöne[n] Worte des Kaisers müssen uns dafür entschädigen. Er sagt, indem er zur entsezten Feste kommt:

Schön ists, im tiefsten Meeresgrund die Perle
Zu finden, schön, den Stern zu sehn nach Wettern
Der Nacht, — aber schöner noch [2], dem Freunde helfend
Zu nahn, die Wärme seines Händedrucks
Zu fühlen.

Im fünften Akt wird an Tancred und den Empörern Rache genommen. Warum ist hier Grabbe hinter der Geschichte zurückgeblieben? Warum hat er nicht gewagt, den Kaiser ganz so grausam handlen zu lassen, wie er

[2] Der Erstdruck liest „doch". Die Abweichung ist belassen worden, weil es sich nicht um einen Druckfehler zu handeln braucht, vielmehr die Möglichkeit besteht, daß der Referent das Original hat verbessern wollen.

wirklich gehandelt hat? Hier im Drama ist er nur gewöhnlich, in der Wirklichkeit war er ungewöhnlich grausam und schrecklich in seiner Rache. Auch in der Schilderung der sicilianischen Natur hat der Dichter einen kleinen Fehler begangen. Es ist zwar ein recht artiges Bild, wenn er sagt:

> Heut Weihnacht! Wer vermöchte das zu ahnen,
> Wenn er wie ich aus Deutschland eben kommt?
> Da sieht es heute anders aus — Die Berge
> Vom Laub entblößt, beschneiet, kahle Glatzen —
> Eis allethalb, und an der Blumen Stelle
> Nur Kerzen — Hier die Aloe'n entfaltet,
> Weithin in grünenden Alleen, wie Kelche
> Der Wonne, übergroß, selbst wenn Titanen
> Draus schlürften, dort die Berge, schwarzumblättert,
> Wie lock'ge Negerhäupter schauend in
> Die Gassen!

Wenn er aber Seite 242 dem Kaiser von den Straßen von Palermo aus den Aetna nicht blos im [S. 187b] Geist, sondern in der Wirklichkeit erblicken läßt, und zwar so nahe, daß der Kaiser „an dem Aetna hinauf" schauen muß, so hat er offenbar die Charte von Sicilien nicht bei der Hand gehabt, als er das niederschrieb. Und eben so wenig konnte der Kaiser, als er am Aetna selbst jagte, also noch in der Wald- und Wildregion sich befand, über dem Meere Afrika sehn, da man es nicht einmal auf dem höchsten Gipfel des Aetna sehn kann. So poetisch es nun auch ist, den Kaiser auf dieser Höhe und einer so unermeßlichen Aussicht gegenüber plötzlich sterben zu lassen, so stört doch die Unwahrscheinlichkeit diesmal die Illusion.

[.....]

8.

Eduard Duller.

In „Grabbe's Leben". [1]

Kaum war der Barbarossa vollendet, als auch schon die Conception von Heinrich dem Sechsten klar vor seinem geistigen Auge stand, jene des Barbarossa an Intensität, wie an großartiger Plastik übertreffend [...]

---

[1] Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbe's Leben, von Eduard Duller. Düsseldorf, bei J. H. C. Schreiner. 1838. [Erster Teil,] S. 32.

V.

Kaiser Friedrich Barbarossa und Kaiser Heinrich der Sechste

Literarische Zeitung. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Karl Büchner. Vierter Jahrgang. 1837. Berlin, bei Duncker und Humbolt. N°. 11. Ausgegeben Berlin den 8. März 1837. Sp. 205—09.

Raupach's Hohenstaufen

669. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. 5r—8r Band. Auch unt. d. Tit.: Die Hohenstaufen, ein Cyklus historischer Dramen. Bd. 1—4. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1837. [. . . Sp. 207 . . .]

Im Ganzen genommen sind diese Tragödien nun wenig mehr, als eine Dramatisirung von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. In Raupach's Auffassung derselben für die Poesie ist aber noch viel zu rügen. Es tritt durchaus nicht in den Tragödien hervor, dass die Unglücksfälle der Hohenstaufen meistentheils daher rührten, weil sie die italienischen Zustände auf eine ungeschickte Weise ergriffen. Jene Republiken waren sehr berechtigt, sich der brutalen Anmassung der Deutschen zu widersetzen. Das Tragische, was in dem Schicksal der Hohenstaufen liegt, musste deshalb weit mehr in ihre eignen Charaktere, als in ein blindes Walten des Unglücks, das bei R. zum Fatum wird, verlegt werden. Weit mehr hat für diese Auffassung, welche sowohl die historisch wahre, als auch die dem jetzigen Standpunkt der Kunstbildung einzig angemessene ist, Grabbe geleistet, dessen Barbarossa weit über die vier langgezogenen u. langweiligen Tragödien R's, welche diesen dramatisiren, zu setzen ist. Grabbe ist überhaupt das Talent, das am bedeutendsten für die neueste Fortbildung des deutschen Drama's dasteht, er trug alle Anlagen zu einem deutschen Shakspeare in sich, aus seiner Naturkraft hätte uns ein ächt-nationales Drama erwachsen können, aber man hat ihm keine Pflege angedeihen lassen, man hat ihn von sich gestossen, hat ihn in's Grab sinken lassen, während Raupach sich Güter erschrieben hat. Das ist deutsche Anerkennung! Grabbe ist um eine Generation zu früh gekommen, oder vielmehr nur gestorben, denn wer im Mittelpunkt der nationalen Kraft lebt, wer den Pulsschlag der Zeit kennt, der wird wohl keinen Zweifel hegen, dass die Epoche, welche eine neue u. die wahrhafte Blüthe des deutschen Drama's herbeiführen wird, in der nächsten Zukunft liegt. Die hohe Vortrefflichkeit unsrer Lyrik, Talente wie Freiligrath oder Mosen, bürgen in hohem Maasse dafür. Und welch ein andrer Dichter als Raupach ist nicht schon jetzt Immermann, der neben Grabbe das historische Drama am meisten gefördert hat. Er besitzt nur leider das

zu wenig an Gluth u. Schaffungsdrang, was Grabbe zu viel hatte, bei dem es sich gährend drängte, und weil es nicht zur klaren, bewussten Ruhe zu kommen vermochte, was in ihm sprühte, in krampfhaftem Toben sich entlud. Raupach steht gegen beide wie ein dürrer, abstrakter Gelehrter, ein moderner Ben Jonson da, der sich in hohle Reflexionsmanier verloren hat, u. durch Pathos ersetzen will, was ihm an Poesie abgeht. — Die einzelnen Tragödien des Hohenstaufencyklus sind nun folgende: 1. Friedrich u. Mailand; 2. Friedrich u. Alexander; 3. Friedrich u. Heinrich der [Sp. 208] Löwe u. 4. Friedrichs Abschied. Diese vier Stücke hat R. zuletzt von dem Cyklus gedichtet, u. deshalb sind sie auch am mattesten u. kraftlosesten. Zum Lesen sind sie unerträglich langweilig, auf dem Theater, getragen von der Kraft der Schauspieler, erscheinen sie noch leidlich. Interessant ist darin nur die pathetische Rede des fanatischen Mailänders della Torre, u. die Unterredung Friedrichs mit dem Papst Alexander, sonst ist von einer charakteristischen Auffassung keine Spur. Nichts ist lächerlicher als Raupach's Volksscenen, hier herrscht durchweg die ganz abstrakte Manier, dass das Volk zu gleicher Zeit das ganz Entgegengesetzte will, und dadurch in seiner Nichtigkeit erscheinen, und nebenbei komisch wirken soll. Wie anders hat Grabbe die sich gegenüberstehenden Massen der Italiener u. Deutschen zu charakterisiren gewusst, eine solche Individualisirung ist oft mehr werth als eine ganze Raupachsche Tragödie. Auch den Kaiser selbst hat Grabbe weit kerniger, gedrungener, concentrirter dargestellt, er erschöpft in einem Drama dessen ganzes Wollen u. Wirken. Eben so ist es mit Heinrich VI., den Grabbe gleichfalls in einer Tragödie vollständig charakterisirt, während R. wieder 2 Theile daraus macht: Heinrich u. die Welfen u. Heinrichs Tod. Diese beiden Theile sind sich sehr ungleich. Den 2ten Theil hat R. zuerst von allen Tragödien gedichtet, u. er ist seinem pathetischen Interesse nach wirklich vortrefflich, hier sieht man doch noch das Ringen nach Poesie, hier ist noch Handlung u. Charakteristik, aber der erste Theil, der noch nicht auf dem Theater erschienen ist, hat ganz das Gepräge der späteren Lässigkeit. Er behandelt vorzüglich das Verhältniss Heinrich's zu Richard Löwenherz u. die Liebesgeschichte der Agnes v. Hohenstaufen. Die Episode des Richard hat Grabbe weit poetischer behandelt. Dagegen aber übertrifft ihn R. in der Schilderung der sicilianischen Kämpfe im 2ten Theil. Hier hat R. in dem Charakter der Sibylle, den er für Madame Crelinger schrieb, u. auch in dem Heinrichs, dessen consequentes Streben er vortrefflich schildert, Ausgezeichnetes geleistet. Den Tod Heinrichs führt er aber auf eine willkührliche, historisch durchaus nicht beglaubigte Weise vermittelst der Vergiftung durch seine

Gemahlin Constanze herbei, u. schadet dadurch, indem er die Charakteristik verletzt, dem tieferen tragischen Interesse. Wie ein Blitz aus heitrer Höhe mußte Heinrich die todbringende Krankheit treffen, recht als sisyphische Strafe für sein gieriges, keine Rast findendes, tyrannisches Walten, das ihn in Grausamkeit untergehn liess. Bei R. aber ist die plötzliche Vergiftung ein reiner Theatereffekt. [...]

Dr. [Eduard] M-[eye]n.

VI.

Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich der Sechste und Marius und Sulla

Christian Hermann Weiße.
In seinem „System der Aesthetik“ [1]

Als Muster der ächten historischen Tragödie können, neben Shakespeare's Schauspielen aus der englischen und der römischen Geschichte, Grabbe's Hohenstaufen, und dessen Fragment Marius und Sulla gelten.

VII.

Napoleon oder die hundert Tage

1.

Karl Immermann.
In einem Briefe an Michael Beer [2].

Haben Sie schon Grabbe's „Napoleon, oder die hundert Tage“ gelesen? Sehr eigenthümlich und die größten Hoffnungen erweckend. Möchte der doch einmal ein Künstler werden, wozu die schönsten Talente nicht gerathen, weil sie in Eitelkeit untergehn.

---

[1] System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit. In drei Büchern von Christian Hermann Weiße, Professor an der Universität zu Leipzig. Zweiter Theil. Das zweite und dritte Buch enthaltend. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1830. S. 344, in der Anmerkung zur vorhergehenden Seite.

[2] Michael Beer's Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus 1837. S. 259. Das Original befindet sich im Immermannschen Nachlaß VII, 4, den das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar verwahrt, und trägt den Poststempel „Düsseldorf 5 6 31“.

2.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.) Nr. 158. Dienstag, 7. Juli 1831. S. 689—90.

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in 5 Aufzügen von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermann. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Nil es ab omni parte beatum.

Referent gehört zu derjenigen Classe von Leuten, welche nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten und auch dann wo möglich nur bei verschlossenen Thüren sich die nöthigen Thränen erlaubt, sonst aber in der Regel lacht, wenigstens häufig ein grinsendes Gesicht zu ziehen nicht unterlassen kann. Ref. hat ferner durch den unermüdeten Hammer des Schicksals nicht zur Anerkennung einer Tragödie gebracht werden können; und endlich, was hier vorzüglich noch hergehört: er hat Hrn. Grabbe's „Heinrich VI." in d. Bl., mit vollem Recht, wie er meint, todtfeindliche Dintenstriche beigebracht. * Dennoch — und das erlaubt er sich für merkwürdig zu halten — hat er sich genöthigt gesehen, bei Grabbe's „Napoleon" an einigen Stellen ebenso sorgfältig die Thür zu verschließen, als an andern das unverschämteste Gelächter zu erheben, und hält in diesem Augenblicke jene selbe feindselige Feder in der Hand, um in allem Ernste, wenn er es vermöchte, ganz Deutschland zuzurufen: „Les't den Napoleon!"

Was soll man davon halten, wenn ein so gefühlloser Recensent, ein so überspannter Idealist, ein so lächerlich gestimmter Mensch, wie Rec. zu sein nicht leugnen kann, solche Erfahrungen macht? Nicht wahr, das Buch muß Furore machen? Wir hoffen es, weil wir es wünschen, wir prophezeien es, weil wir Ursache dazu haben und machen dies Alles hier bekannt, weil die Gelegenheit es werth ist.

Wenn wir zuerst auf die Art sehen, zu der diese Dichtung gerechnet sein will, so ist sie ein dramatisches Epos, in welchem man den französischen Liberalismus (durch Fouché, Carnot, Labédoyère repräsentirt), den englischen Nationalhaß und das junge deutsche Volksgefühl (durch die freiwilligen Jäger und Blücher dargestellt) die 3 Gottheiten nennen könnte, welche zu Napoleons Individualität in Beziehung tretend den Knoten schürzen und lösen. Das lag freilich sehr zu Tage; wir wollen es aber dem Dichter nicht verdenken, wenn er das zu Tage [S. 689b] Liegende gut darstellt, und dies scheint uns hier in der Hauptsache bis auf die unmittelbare

* Vgl. Nr. 123 u. 124 d. Bl.

Lösung des Räthsels in der Katastrophe allerdings der Fall zu sein. Wir haben uns auf den Grund der frühern Tragödien von vornherein fest überzeugt gehalten, Grabbe würde an dem Unternehmen, völlig bekannten Ereignissen, einem völlig bekannten und festgestellten Charakter aus der neuesten Zeit eigenthümlichen Reiz zu verleihen, elendiglich scheitern; daß dies nicht geschehen ist, davon scheint uns der Grund in dem sehr glücklichen Gedanken zu liegen, allen Schein der Poesie, selbst den Vers sorgfältig und recht geflissentlich wegzuwerfen und sich lediglich mit dem aus den Sachen selbst hervortretenden hochromantischen Effect zu begnügen. Diese Resignation, diese scheinbare Prose, dieser humoristische Standpunkt, den Hr. Grabbe genommen, den Hr. Grabbe zu nehmen im Stande war, denn das ist die schwerste poetische That, verstärkt die poetische Gewalt, die in dem Stoffe liegt, zum Unglaublichen. Mag diese That bewußt oder unbewußt gethan sein, gleichviel, wir erkennen sie an; um so ärgerlicher aber war die Entdeckung der alten Grabbe'schen Absurditäten, die besonders im zweiten Theile des Buchs sehr reichlich aus den bekannten Quellen hervorsprudeln, aus dem unbegreiflichen Mangel an sicherm Takt, aus einer völligen Gedankenlosigkeit in einzelnen Fällen, wenn es nicht Druckfehler sind, und endlich aus der Passion des Verfs. für teufliche Grausamkeit, dieser seiner dichterischen Tigerzunge, die nach Blute lechzt und ihn zu Aussprüchen bringt, wie (S. 141):

Vorstädter und anderes Volk.
Gehirn, Gehirn, da spritzt es, da raucht es, wie herrlich, wie süß!

Hr. Grabbe und der T... müssen psychologische Erfahrungen haben, die uns Andern abgehen, oder dies ist eine Verleumdung der Menschheit, selbst der aus dem Faubourg St.-Antoine. Ja, stünde das Wörtchen „Feindes" vor Gehirn, dann wäre Alles in Ordnung, so aber ist es schlimm, sehr schlimm. Daß (S. 145) zu lesen ist, der Gendarmecapitain, welcher schon hängt, rufe doch noch: „Ach!" könnte wol ein Druckfehler sein, daß aber (S. 313) folgendes Commando vorkommt:

General Lobau.
Feuer!

General Bülow.
Gleichfalls!

[S. 690a] ist gegen alle Kriegs- und Exerciermanier; oder ist des Verfs. Disposition statt der Ausführung in den Abdruck gekommen? An einer andern Stelle schießt ein Jägerjunge weiter als man sehen kann, und der unsterbliche Ausruf der sterbenden Garde: „La garde meurt et ne se rende

pas", ist von einem „Laffe" verstärkt worden. Dies Alles ist ärgerlich, vieles Andere aber noch daneben so originell-absurd, daß, wenn der Verf. die Absicht hatte, auf seine Kosten ein vielfältiges Gelächter anzustiften, er diesen Zweck um so weniger verfehlen wird, da sich dieser sein „Napoleon" wegen anderweitiger Tugenden vielen neu- und poesiebegierigen Blicken ausgesetzt sehen dürfte. Daß er dadurch merkwürdiger geworden ist, leidet keinen Zweifel, ob aber besser, das mag Hr. Grabbe aus der Absicht heraus, die er damit hatte, selbst entscheiden; wir finden uns vorläufig mit der Merkwürdigkeit nicht übel berathen.

Dies über die Manier und den Ton des Ganzen. Die Darstellung ist äußerst malerisch; man wird in den poetischen Traum so schön und leicht mithineingezogen, daß Alles lebendig dasteht und viele Bilder sich fest in die Seele heften. Napoleons Blick nach der Küste von Frankreich, Jouve's Zug an der Spitze der Vorstädter stechen hervor; vieles Andere, fast Alles ist dem ähnlich, selbst über die Absurditäten fühlen wir uns phantastisch-gläubig hinweggerissen, so z. B. muß Rec. gestehen, daß er noch fortwährend den Jägerjungen schießen und die sehr weitentfernten, der Menge ganz unsichtbaren Franzosen en miniature davonsprengen sieht. Bravo! muß man da ausrufen; aber ewig Schade, daß die Geschichte nicht in einem Märchen und das Pulver von zauberischer Kraft ist!

Die Charaktere scheinen uns alle getroffen, soweit wir sie aus der Geschichte kennen: Napoleon, Ludwig XVIII., die Prinzen, mit Ausnahme des Artois, der aber, weiß Gott durch welches Misgeschick, fast ganz aus dem Spiel gelassen ist, da doch seine Wichtigkeit gleich von vornherein angedeutet wird, der alte Blücher u. s. w., lauter wohlbekannte, gutgezeichnete Bilder, ganz eigenthümlich, und die größte poetische Production ist der Anführer der Vorstädter, Jouve, von der interessantesten Eigenthümlichkeit, ein wahrer Mirabeau, und dabei mit einem Humor begabt, der uns sehr überrascht hat, sodaß wir kein Bedenken tragen, den Ausspruch zu thun: wir kennen seit Mephistopheles, humoristischen Andenkens, nichts Aehnliches von objectivirtem Humor. Das aber halten wir für eine gute Wirkung der „Mémoires de Ste.-Hélène etc.", daß Napoleon nicht im mindesten blutdürstig ist, vielmehr, ganz gegen alle Grabbe'sche Gewohnheit, menschenfreundlich und gut. Das bischen Blutdurst, das sich geltendmacht, steckt lediglich, wie schon gesagt, in den unseligen Faubourgs.

(Der Beschluß folgt.)

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in 5 Aufzügen von Grabbe.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Im Einzelnen gestaltet sich die Sache ungefähr so: Der erste Akt erstreckt sich bis zu Napoleons Beschluß, an der französischen Küste zu landen, beginnt aber mit der Schilderung des Zustandes von Paris. In der ersten Scene findet man 2 abgedankte Kaisergardisten, ihre Unzufriedenheit und mancherlei Volk (als da sind Ausrufer in Menagerien und beim Guckkasten), das Veranlassung zur Darstellung der Stimmung geben muß. Große Erinnerungen, die Anklang finden und in Opposition mit der kläglichen Wirklichkeit treten, ruft die Rede der alten Putzmacherin hervor. Sie sagt einem Zeitungsausrufer, der wichtige Nachrichten verheißt, diese gehörten an ihren Tisch, und als er höhnisch fragt: „An das morsche alte Bret?“ da gibt sie folgende Aufklärung:

> Respect vor ihm, Mann; der Tisch ist classisch! Auf diesen Fleck fiel zuerst das Fünkchen, welches die Welt entzündete. Hier saß ich am 12. Juli des Jahres 1789, Nachmittags gegen halb 4 Uhr, an einem sonnigen Tage, und, selbst noch jung und heiter, verkaufte ich einem fröhlichen Bräutchen aus St.-Marceau einige Spitzen. Wir scherzten über den Preis und dachten an nichts als an den Hochzeittag. Da kam ein Mann mit wildflutenden Locken, brennenden Augen, herzzerschmetternder Stimme — es war Camille Desmoulins —; die Thränen rannen ihm aus den Augen; zwei Pistolen riß er aus der Tasche und rief: „Necker hat den Abschied, eine Bartholomäusnacht ist wieder da; nehmt Waffen und wählt Cocarden, daß wir einander erkennen.“ Und seitdem ist er, sind der gewaltige Danton, der erhabene Hérault-de-Sechelles, der schreckliche Robespierre unter dem Messer der Guillotine gefallen; seitdem hat der Kaiser über der Erde geleuchtet, daß man vor dem Glanze die Hand vor die Augen hielt, und ist dahin geschwunden wie ein Irrwisch; 3 meiner Söhne sind seitdem in den Schlachten geblieben; viel, viel Blut und unzählige Seufzer hat mir die Revolution gekostet, aber sie ist mir um so theurer geworden, und an diesem Tische lies die wichtigen Zeitungen! Das ist jetzt mein letztes, einziges Vergnügen.

Dergleichen Nachweisungen der Geburt großer Begebenheiten sprechen ungemein an.

Darauf tritt ein Redner herzu und meldet die retrograden Schritte der Regierung; es entsteht ein Zusammenlauf; die Polizei will verhaften; der Herzog von Orleans wehrt ihr; das Volk läßt ihn leben; Berry blamirt sich; die Bourbons beweisen sich als linkisch, lächerlich und schwach. Aber,

damit nicht zufrieden, führt der [S. 693b] Dichter Ludwig XVIII. und im kläglichen Zuge die ungebesserten Emigrés selbst vor. Eine grelle Satyre sucht sich durch große Uebertreibung der altadeligen Absurdität kenntlich zu machen. Die Darstellung ist nicht übel. Am schlechtesten kommt Angoulème weg, der auf die Frage des Königs, was er über die Nationalgüter dächte, antwortet: „Sire, ich denke wie meine Gemahlin. Ich sehe und sehe schon lange — da auf dem Dache sitzt ein wunderschöner Täuberich — könnte man ihn fangen!“

Die Wiederkehr dieses Witzes (S. 59) ist ärmlich. In der letzten Scene des Aufzugs erscheint Napoleon mit Bertrand und einigen Getreuen auf Elba. Seine fatalistische Lebensansicht ist hier sehr am Orte, ebenso wichtig aber der Augenblick, wo er seinen Plan und die bereits ergriffenen Maßregeln entdeckt. Dann nimmt er bis zum andern Morgen Abschied von dem Meere, das nach Frankreichs Ufern rollt. Der Gedanke ist gut, aber das alberne „Amphitrite“ stört ungemein. Wir können die abgetragenen Schuhe der Alten da nicht mehr gebrauchen, sondern nur das sinnlich vorgeführte Wirkliche. Die Sonne Phöbus und das Meer Amphitrite zu nennen, ist eine große Dummheit, denn was man sonst wirklich vor Augen hätte, wird so ein kalter, todter Name, der durch Schülerreminiscenzen keineswegs das Meer und die Sonne ersetzt. Wen dies nicht stört, für den endet der Akt gut.

Der zweite Akt dringt mit dem Gerücht von Napoleons Wiederkehr in die verschiedensten Kreise der Gesellschaft, wo Alles sehr gut individualisirt und recht lebendig zu Tage gestellt ist. Freilich ist es etwas zu altadelig, wenn der Staatsminister von Frankreich den König von Preußen den Marquis von Brandenburg nennt, und Artois ist ohne Zweifel zu indolent; aber desto schöner schließt der Aufzug mit einer nächtlichen Zusammenkunft Carnot's und Fouché's: die edelste Gesinnung und der tiefste Blick in Berathung über den großen Moment, der bevorsteht oder schon eingetreten ist; Gedanke und Ausführung sind vortrefflich.

Im dritten Akt geräth Paris in Bewegung; der Kaiser rückt heran; man ist indessen in Ungewißheit und allerhand Hoffnungen leben auf; daß aber Jouve so schnell den ganzen Apparat des Terrorismus wieder zusammenstoppelt und die ganze Kannibalenwirtschaft der Septembriseuers, das sind schwerlich Tugenden an diesem Aufzuge, [S. 694a] weder wegen einer historischen noch wegen einer poetischen Wahrheit. Napoleon ergreift das Ruder des Staats; der alte Organismus beginnt noch einmal sein wilderregtes Leben und sendet seine Schrecken bis in den äußersten Norden und Osten Europas, aber er wird nicht heimisch dieser Organismus

in dem Herzen der Nation, denn Napoleon hat ebenso wenig gelernt und vergessen als die Bourbons. Unschätzbar ist Jouve's Commentar über die Maifeldceremonie.

Damit beginnt der vierte Akt. Jouve ist der Advokat von Frankreich; in Napoleon und der alten Armee aber steckt der böse Genius der Nation, ein unsittlicher Egoismus, der zu Grunde gehen muß vor dem Zorn der Freunde und der Ehre der Deutschen. Napoleons Abschied von Hortense gibt Gelegenheit, ihn von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen. In der vierten Scene kommen endlich auch die Deutschen daran, und, wunderlich genug, gleich der Erste (der das Malheur hat, aus Berlin zu sein) spricht schlechter Deutsch als die Franzosen. Man könnte sich den Spaß hier wol noch gefallen lassen, besonders da der Charakter eine gute Wendung nimmt und einen tiefen psychologischen Blick zum Vater hat; aber das Grammatikdociren (S. 261) ist völlig unerträglich und unverzeihlich.

Dennoch ist dieser Akt ohne Zweifel der ergreifendste. Besonders hat uns die Scene zwischen den freiwilligen Jägern auf dem Schlachtfelde von Ligny ergriffen, und wir müssen die Kühnheit ehren, womit der Dichter in diesem großen Augenblick, eben da, wo von allen Seiten das Vaterlandsgefühl wieder zu Worte kommt, aber nichtsdestoweniger seine Prediger gefährdet, jene ehrenwertheste Erinnerung des deutschen Volkes wieder zu erwecken wagt. Dann folgt die Schlacht bei Ligny, welche besser ist als Grabbe's gewöhnliche Schlachten, denn sie dient zur nähern Charakterisirung Napoleons.

Der fünfte Akt eröffnet sich mit dem berüchtigten Ball von Brüssel und ist im Grunde ganz von der Schlacht bei Belle-Alliance occupirt, denn der Ball ist ihre Ouverture. Diesen Akt können wir aber auch eben darum am wenigsten rühmen, obgleich manche schöne Erinnerungen sich an jene Namen knüpfen, und manches Löbliche, auch abgesehen von jenem Interesse, darin liegt. Das Gewirre der Schlacht, die Entscheidung der Gewalt und des Zufalls ist eine schlechte poetische Lösung des großen Räthsels: Wie fiel Napoleon? Hier hätte die oben angedeutete Maschinerie deutlicher spielen müssen. Die pommersche Bäuerlichkeit und Körperlichkeit sind da nicht am Ort. Der Untergang des Imperators mußte unmittelbarer unter das Schwert des deutschen Nationalgeistes treten als hier geschieht. Das große Wort: „Vorwärts, Preußen!“ mußte die Schlacht gewinnen, nicht blos die Verfolgung eröffnen und das Drama schließen, denn da hat Napoleon sich ja schon selbst aufgegeben.

Wenn wir nun ein Resultat aus allem Vorigen ziehen, so kann man freilich von diesem Stück nicht sagen, daß es ein vollendetes Kunstwerk

sei. Dennoch hinterläßt es den Eindruck: Napoleon mußte vor die- [S. 694b] ser Welt, oder diese Welt vor Napoleon zu Grunde gehen, und diese Wirkung ist der Mühe werth und groß.
153 [d. i. Arnold Ruge[1]].

3.

Zeitspiegel. Wöchentliche Lieferungen aus dem Gebiete der Romantik, der Kunst, der Geschichte, und des Lebens. Herausgegeben von C.[arl] Spindler. 1831. Dritter Band. München. Mich. Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung. (Heft-VI.) S. 270—75.

Napoleon; oder: die hundert Tage.
(Drama von Grabbe. — Frankfurt a. M., Hermann'sche Buchhlg. 1831.)

Auf dem breiten und weiten Saatfelde der schönen Literatur, wo so wenig kornhaltige Aehren sich zwischen den zahllosen tauben verstecken, ist es schon eine große, oft genug schlecht belohnte Mühe, nach den inhaltschweren Halmen zu spähen, — aber noch undankbarer ist die Mühe, den ganzen Wust auf eine Art von Tenne zu bringen und zu dreschen; sie ist schon deßhalb nicht anlockend, weil soviel Flegel dazu gehören, wie die kritischen (?) Journale Deutschlands sie Jahr ein, Jahr aus beschäftigen. Darum mag auch der Zeitspiegel — wenn er auch sonst nichts Besseres zu thun hätte — keins von den klappernden Schlaghölzern in seinen Sold nehmen, und sieht ruhig all dem Getreibe zu, denn das Meiste, was erscheint, und was über das Erschienene gesagt wird, gehört, abgesehen von seinem sonstigen Werth, doch nur in den Troß der Zeit.

Nun aber ist dennoch nicht zu läugnen, daß auch in Deutschland und in seiner schönen Literatur sich eine Klasse von Kunstwerken [S. 271] Bahn zu brechen beginnt, die — ihrer Richtung nach — ein Spiegel der Zeit ist, und so in das Gebiet dieser Blätter gehört, deren Ueberschrift der Herausgeber nicht aus der Luft griff. Alles, was nur einen Funken jenes emporstrebenden Feuers in sich trägt, von dem unser Jahrhundert widerstrahlt, ist ein willkommner Bote, wenn er auch matt und müde, und mit bestaubten Schuhen vor uns hintreten sollte. Verkündet er doch (ein Zeuge mehr!), daß sich die Dichtkunst — wie sie soll — losringt von dem alten Wust kleinlicher Sentimentalität, und daß sich auf den Trümmern der chinesischen Pavillons ein würdiger Tempel zu erheben verheißt; denn wenn man mit Recht sagen kann: das Leben hat kein Heil, als die Kunst, so läßt

[1] Die Verfasserschaft Ruges nach Germ.-Roman. Monatsschrift 22, 440, Anm. 1.

sich mit noch mehr Wahrheit behaupten: die Kunst hat kein Heil, als das Leben!

Von diesem Standpunkt aus darf Grabbe's neuestes Drama, obschon es nicht von eingreifender Wirkung ist, durchaus nicht übersehen werden. Sein Held ist der Coloß an der Einfahrt des Jahrhunderts, jener Riese, der — auf einer Insel geboren — die Welt mit seinem und des neuerstandenen Frankreichs Ruhm erfüllte, eh er auf einer andern Insel in noch ungesättigtem Thatendurst verschmachtete. Napoleons Name genügt, unsern Blick auf ein Werk, das ihn an der Stirne trägt, zu ziehen, — und nun kommt es darauf an, zu untersuchen, in wie fern der Dichter jene Erwartungen, die er spannte, auch zu befriedigen verstand.

Die erste Scene gibt ein buntes Bild aus dem Palais-royal, das in kecken Zügen die Volksstimmung, unmittelbar vor den hundert Tagen, darzustellen versucht. Wenn man die arge Breite durch die Größe des Stoffs, einige Verstöße gegen die Wahrheit durch eine nicht unverzeihliche Unkenntniß des Orts und der Umstände entschuldigt, so spricht das Bild durch sprudelnde Kraft, (die freilich manchmal wie gemachtes Feuer aussieht) und durch eine gewisse Lebendigkeit an; als Gegensatz folgt eine Scene, welche den höfischen Aristokratengeist lächerlich macht, und karrikirt zu nennen wäre, wenn das ganze Wesen der alten Aristokratie nicht eben von selbst schon als Karrikatur erschiene; mit der neuen verhält sich das freilich ein wenig anders, wenn auch nicht [S. 272] besser, denn auch ein guter Theil derselben weiß, daß im Haarbeutel ihre simsonische Kraft ruht.

Nach dieser doppelläufigen Einleitung kommt — die Exposition. Wir sehen König Louis XVIII. im Kreis seiner Familie, ebenfalls in traditionellen Karrikaturen, bis auf die Herzogin von Angoulème, in deren Charakter sich etwas von dem zeigt, was für den Dichter das unselige Geschick des bourbonischen Hauses motiviren kann: die Verblendung der alten Zeit im vergeblichen, aber muthigen Kampf mit dem neuen Jahrhundert. Einige geniale Funken blitzen im Dialog auf, und die Gestalt der Herzogin spiegelt — poetisch verklärt — die erbärmlich dargestellte Erbärmlichkeit der übrigen wieder. — Die vierte Scene (Elba) scheint endlich die Handlung zu beginnen, denn Er tritt auf, der Große, Gewaltige. Aber wie? Auf keinen Fall in dem Maße ergreifend, daß er mit den überlangen Einleitungen versöhnte, denn ein solcher Weg fordert, wenn er belohnen soll, ein leuchtendes Ziel; und es ist keineswegs die Aufgabe der Tragödie, à la Constant[1] uns den Helden zu

[1] Gemeint ist wohl „Wallstein", tragédie en cinq actes et en vers, précédée de quelques réflexions sur le théatre allemand, et suivie de notes historiques,

zeigen, wenn er auch, während er still und sicher bereits gehandelt hat, in trivialen Raisonnements sich über seine Umgebung lustig zu machen scheint, indem er sich von ihr zu d e m auffordern läßt, was er ohne sie schon vollbrachte.

Den zweiten Akt beginnen wieder Volksauftritte, die kürzer gehalten sind, und einige vortreffliche Witzworte enthalten; wir kommen über diese Blitze, und dann über die Langeweile und das Kopfweh der Angoulème endlich zur vierten Scene, dem Kern dieses Aufzuges — und hier möchte jede Kritik schweigen, nach dem Beispiel der Muse. Welche Zeitungsdialoge! Welche Wiederholung der vorhin erwähnten Traditions-Karrikaturen! Welche Breite! die königliche Familie erfährt erst durch M o n s i e u r, der eben von der Jagd kommt, so ganz „à propos de mes bottes,“ [1] daß Napoleon gelandet ist; hat ihm das eine streichende Schnepfe vor der letzten Absolution vertraut? Auch die Herzogin von Angoulème fällt dabei aus der Rolle, denn in komischer Angst bittet sie: „Bitte, bitte, schickt doch nach dem Telegraphen. Ach, er wird schon mit Nachricht da seyn!“ Unter all diesen Albernheiten tritt N e y herein, übernimmt den Oberbefehl, und die ganze Verhand-[S. 273] lung ist insofern gut, als sie Ironie scheint. Leider aber hat sie Grabbe als bittern Ernst hingestellt, und die Geschichte möchte sagen, was sie wollte, so thut es dem Herzen eines Dichters weh, daß eben ein Dichter es vermochte, den B r a v e n d e r B r a v e n so kurzab ganz schlecht zu machen; der Held von der Moskwa, den später die schmähliche Kugel traf, ist nicht der Mann, dem — ungestraft von der öffentlichen Meinung — ein Schriftsteller das einzige Verdienst rauben kann, welches seine letzten Schritte — mindestens entschuldigt. Daß sich in dieser einzigen Scene noch eine ganze Reihenfolge von Begebenheiten, zwar nicht entwickelt, aber doch hören läßt, ist poetische Freiheit, und die unbemerkte Flucht der Zeit deutet der Verfasser dadurch an, daß jenes Wildpret, welches Monsieur am Anfange brachte, am Schluß gebraten auf die Tafel kommt, — ein feiner Wink, daß es indessen den unerläßlichen haut gout angenommen hat! — Die Verschwörung Fouché's und Carnots unter den Laternen des Greveplatzes hat wieder viel Großartiges.

---

par Benjamin Constant de Rebecque (Paris & Genève 1809), eine Nachdichtung des Schiller'schen „Wallenstein“. Eingeengt überdies durch die in dem Werke beobachtete Einheit von Zeit und Ort, ist der Herzog in dem französischen Werke durch die Tragödie, welche sich im Bereiche seiner Familie abspielt, allzusehr in Anspruch genommen, als daß es zu geschichtlichen Aktionen großen Stiles kommen könnte. So überwiegt darin die Reflexion.

[1] Um nichts und wieder nichts.

Den dritten Akt eröffnen die unvermeidlichen Volksscenen, dießmal gewürzt mit Blut und Graus, derbem Witz und etlichen Unschicklichkeiten, die aber an ihrer Stelle sind. Man kann diese Auftritte, ihrer kräftigen Lebendigkeit wegen, gut heißen, wie denn alles Nebenwerk im ganzen Stück eben das Beste ist; ein Uebelstand, der deßhalb schon vielleicht nicht zu vermeiden war, weil es dem Dichter bei seinem Stoff wie jenem ging, der den Wald vor lauter Bäumen nicht sah. Doch hat Napoleon in den Tuilerien einige gute Momente, leider aber sagt er selbst Manches, was höchstens irgend ein anderer von ihm sagen kann, und wobei er, was das Schlimmste ist, aus der Rolle fällt; der Dichter versucht den Helden vor seinem Fall zu bekehren, und gibt ihm eine Dosis Reue, die zu sehr abirrt, um tragisch zu seyn. Neben dieser Reue aber widerspricht er sich auch selbst; als ob er der Mann gewesen wäre, etwas einzusehen, und dennoch nicht zu vollführen! — Unter den Witzworten, die ihm hier in den Mund gelegt werden, sind wieder sehr treffende, und das über den Proteus Talleyrand sehr beherzigenswerth. Hortense sagt unter andern ein paar Albernheiten, vielleicht aus Rührung, wie die Herzogin von Angoulème aus Schreck.

[S. 274] Die Verlesung der Zusatzakte auf dem Marsfeld beginnt den vierten Akt. Jouve, der schon zu Anfang des vorigen Aufzugs auftrat, läßt sich hier wieder recht kräftig hören, und für ihn paßt es weit besser, zu sagen: „daß gerade ein Bonaparte nicht spüren will, wie erbärmlich die aristokratische Erblichkeit ist!“ — als für Napoleon, in Monologen zu entwickeln, daß er's spürt. — Einem Paar unbedeutender Scenen, in denen Napoleon Anstalten zum Feldzug trifft und Hortense ihre Nase in die Politik steckt, folgt das preußische Feldlager von Ligny. Blücher'sche Flüche, „Mir“ und „Mich“, „jöttliche Grobheit“, „Schnaps“, fangen einen gewaltigen Lärm an, ein sentimentales Wachfeuer setzt ihn fort, zeigt aber doch Momente der rührenden Hingebung, mit welcher in jenem, damals heilig genannten Kriege, die Preußen sich bewaffnet hatten. Der Major der freiwilligen Jäger ist nach dem Leben gezeichnet, und der Repräsentant der damaligen, gutmüthigen Begeisterung; leider lebt er noch immer, nachdem so vielen andern der Staar schon gestochen worden, in der alten Verblendung, und unser Autor scheint (doch nur in dieser Hinsicht) zum Theil sein Schüler zu seyn. Eine sehr bekannte Liebhaberei der Berliner, den Patriotismus auf der Zungenspitze zu tragen, ist mit einer vielleicht zu grell hervorstechenden Persiflage behandelt, und könnte leicht verletzend scheinen. Bourmonts Auftreten ist wieder gut, wenn auch in der beliebten Guckkasten-Manier. Die Schlacht von Ligny schließt den Akt.

Der fünfte Akt beginnt mit einem Ball zu Brüssel, von dem Wellington versprengt wird, und nun schließen dialogisirte Zeitungsberichte, mit einem

unabsehbaren Train von Nebenwerk, das Stück; die anziehenden Stellen sind hier am spärlichsten zugemessen, und der Leser, der bis zum Ende noch auf etwas recht Großartiges und Gewaltiges hoffte, klappt mißvergnügt das Buch zu, und denkt ungefähr so: „Der Verfasser bekundet ein schönes Talent; sein Feuer, insofern es ächt ist, wird ihn noch auf den rechten Weg leiten, aber das vorliegende Werk ist dennoch, trotz so vieler ächten Funken, eine Mischung von Gluth und derjenigen Substanz, welche sein Held als das fünfte Element Polens bezeichnete[1]. Es ist sehr zu wünschen, daß Herr Grabbe jene Stimmen, welche zur Pfingstzeit der neuen Aera aller [S. 275] Welt so verständlich reden, eben so klar wiedertöne, als er sie zu verstehen scheint!"

So etwa würde ein billiger Leser sagen, und es wäre mir nicht gelegen, ihm zu widersprechen, denn ich selbst habe die triftigsten Gründe, diese Klasse von Lesern zu unterstützen.

Wilhelm v. Chézy.

4.

Der Freimüthige oder Berliner Conversations-Blatt. Acht und zwanzigster Jahrgang. (Redigirt von Dr. W.[ilhelm] Häring ⟨W.[illibald] Alexis⟩. Berlin. Im Verlage der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung. Unter den Linden Nr. 34.) Nr. 126. Freitag, den 1. Juli. 1831. S. 501—03.

Napoleon oder die hundert Tage.
Ein Drama von Grabbe.

Unsere Zeit ringt nach ihrem geschichtlichen Bewußtsein wie frühere Zeiten nach dem philosophischen. Wenn alle Schriftsteller nach diesem Ziele trachten, und das Trachten nach diesem Ziele heut den Schriftsteller macht, so darf der Dichter am wenigsten sich ausschließen, der am ersten seine Zeit verstehen muß, um in ihr zu gelten und als Repräsentant derselben angesehn zu werden. Wenn obendrein wirklich ein geschichtliches Bewußtsein in der Zeit vorhanden ist, was nicht ganz geleugnet werden kann, so widerstrebt dieselbe als eine Gegenwart der dichterischen Behandlung nicht mehr, ist dies Bewußtsein aber sogar herrschendes Streben, so liegt darin

[1] „En Pologne j'ai connu le 5e élément, c'est la boue", hat Napoleon vor der Schlacht von Eylau gesagt, die am 7. und 8. Februar 1807 zwischen den Franzosen unter Napoleon und dem russisch-preußischen Heere unter Benningsen und Lestocq stattgefunden hat. (Vgl. M. Kukiel, „Dzieje oreza polskiego w epoce napolenskiej. 1795—1815. 2e édition. Posnan 1912, S. 125.)

zugleich eine Aufforderung für den Dichter, sie künstlerisch zu regeneriren. — Ideen sind das Triebrad einer jeden Bewegung in unserer Zeit, die Begeisterung führt ihre Sprache mehr als je; der Mann gilt nach seinen Lebensansichten und Gesinnungen. — Dies ergiebt sich fast aus jeder Zeitung; mithin scheint die Zeit nur des technisch gewandten Dichters sich zu gewärtigen, der erfüllt, was eben so neu ist als sie selbst.

Wir haben zur Lösung dieser Aufgabe, wie es scheint, die Wahl zwischen einer dreifachen Form. Ro-[S. 501b]man, Novelle und Drama, und es fragt sich, welche die glücklichste ist.

Der historische Roman hat durchaus noch den künstlerischen Charakter nicht gewonnen, Schilderungen von Gegenden und Costümen behandelt er als Hauptsache, während die große Weltgeschichte als eine etwa nützliche Nebensache zur Einkleidung einer, so zu sagen, interessanten Liebesgeschichte dient.

Die Novelle hat durch Tieck den künstlerischen Charakter freilich gewonnen, den z e i t g e m ä ß e n jedoch nur in Bezug auf das bürgerliche Leben. Seine historische Novellen: „Der Aufruhr in den Cevennen“ und: „Der griechische Kaiser“ sind mehr fein künstlerische Unterhaltungen als populaire Dichtungen. Seine bürgerliche Novellen lassen sich über Leben, Kunst und Religion entscheidend aus. Seine historische Novelle entscheidet niemals eine geschichtliche Frage, wozu sich Tiecks Muse auch nimmermehr verstehen wird. Wie ein echter Deutscher führt er ein künstlerisches Privatleben. Könnte Frankreich einen solchen Genius erzeugen, längst hätte derselbe sich dem großen Staatsleben gewidmet, hätte die Sache der Völker zu seiner Sache gemacht, während der deutsche Dichter jene zu einer Sache der Kunst macht und sie auch so betrachtet.

Vielleicht dürfen wir auch in der Hinsicht von dem Franzosen lernen, denn nicht umsonst sind wohl Dümas [S. 502a] und Vitets Scenes und Drames Historiques so populair geworden.[1] So unkünstlerisch und leicht-

---

[1] Alexandre Dumas (1802—1870) debutierte als Bühnenschriftsteller 1828, zwei Jahre vor Victor Hugos „Hernani“, am Théâtre-Français mit dem romantischen Drama „Henri III et sa cour“. Sein zweites Theaterstück, „Stockholm, Fontainebleau et Rome“, wurde am 30. März 1830 am Pariser Odeon gegeben, „Antony“, das dritte, 1831 am Théâtre de la Porte-Saint-Martin. Eine Reihe historischer Prosastücke sind nachgefolgt. — Ludovic Vitet (1802—1873) veröffentlichte als ein begeisterter Anhänger der romantischen Schule von 1826 bis 1829 dramatisierte Schilderungen aus den unruhigen Zeiten der Ligue: „Les Barricades“, „Les États de Blois“ und „La Mort de Henri III.“, später unter dem Titel „La Ligue“ zusammengefaßt, „eine Reihenfolge von Szenen, in welchen die fesselndsten und malerischesten Episoden alter Memoiren ausgeschnitten sind, mehr dialogisierte Chronikenkapitel als Dramen, auf der Grenze zum historischen Genre-

sinnig (Vitet?) diese Werke auch sein mögen, so sehr ist doch ihre Form als eine für zeitgeschichtliche Themata angemessene zu beachten.

Das deutsche zeitgeschichtliche Drama kann nicht für die Bühne sein, weil die Bühne nicht selbstständig, nicht national mehr ist, die Technik gewinnt aber bedeutende Erleichterung und die Lectüre obendrein verweist mehr auf den Geist als die Bühne, welche immerdar sinnlich war und ist. —

In dieser erleichterten Technik erfüllt sich aber dem Anschein nach noch ein Zeitbedürfniß. Der Schriftsteller von heute liebt es, den älteren Dichterautoritäten zu entsagen. Die Verehrung Shakspeares, Calderons u. s. w. wird nicht recht mehr geduldet. Diese neue dramatische Gattung findet in den älteren Dichterwerken auch ihr Muster nicht. Shakspeare, Calderon schrieben für ihr Theater, der Dichter von heut fingirt ein Theater für seine Leser (auch haben deutsche Dichter längst schon die praktische Bühne aus den Augen gelassen). Er ringt nach geistiger Popularität, wie jene Dichter nach einer sinnlichen, und während die Dichter von ehemals den Schutz des Adels bedurften, die es sich sehr angelegen sein ließen, mit Künstlern zu verkehren, kann der Dichter von heut nur durch sein Verdienst bestehen, und die Achtung, welche dasselbe ihm erweckt. So ringt auch die Kunst nach Selbstständigkeit. —

Diese geistige Tendenz des Dramas ist aber dennoch rein romantisch und von der reflektirenden, antiken, durchgängig in fünffüßigen Jamben oder Versen gehaltenen Tragödie sehr verschieden. Die Reflectionstragödie kann nur solche Stoffe und Zeiten behandeln, wo die Geschichte mythisch ist; die griechische Tragödie, Göthes Iphigenia, Schillers Braut von Messina, alle historische Tragödien Calderons behandeln mythische Themata, wo die Geschichte dagegen r e i n ist, ist die romantische Form nothwendig, wie in Shakspeares historischen Tragödien. Don Carlos und Wallenstein sind nicht als historische Tragödien zu betrachten. Die wirklich aus Zeitungen, Memoiren, Brochüren u. s. w. bekannte und frisch im Gedächtniß schwebende Geschichte verträgt am wenigsten die ideale Form, sie will den Lesern nahe gelegt sein, verlangt keinen äußeren Schmuck, kann aber auf den Reiz der Wirklichkeit nicht verzichten. Diese Form von antikem Geist und romantischer Sinnlichkeit, Idealität der Sprache und ironischer Charakteristik müßte nothwendig ein moderneres Resultat geben, ein künstlerisch populaires, allgemeinfaßlich-tiefes Kunstwerk erzeugen.

---

bild, lose gefügt, zu unruhig zerflatternd und von Personen wimmelnd, als daß sie spielbar gewesen wären" (Hanns Heiss, „Die romanischen Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts" = „Handbuch der Literaturwissenschaft", hrsg. von Oskar Walzel, Potsdam 1935, S. 236), darum vom Verfasser selbst nur „Scènes historiques" genannt.

Dies Alles ließe sich noch weiter ausführen, wenn nicht zu befürchten wäre, das Gesagte möchte allzukühn erscheinen, da es an Mustern fehlt, die seine Wahrheit bestätigen. Indeß glauben wir, in Folge des bisher Gesagten, aussprechen zu dürfen, daß der Verfasser des obigen Dramas Sinn für die Bedürfnisse seiner Zeit an den Tag gelegt hat. Viel leichter wird es uns aber [S. 502b] zu beweisen sein, daß er der Mann nicht ist, dieselbe zu erfüllen, und so empfehlenswerth sein Streben an sich sein kann, eben so verwerflich ist die Art, wie er dieselbe verfolgt.

Hinsichtlich des Sujets läßt sich schon manches einwenden: „Napoleon, oder die hundert Tage." Die hundert Tage sind nicht Bonapartes glänzendste Periode. Die Idee dieser Zeit personificirt mindestens er nicht. Soll er als Held angesehen werden, so spielte er nur eine höchst passive Rolle, wie er denn auch selbst, wirklich, so wie im Drama eingesteht, daß die Bourbonen, seine Feinde, so in seinem Interesse handelten, wie seine Freunde es nicht vermocht hätten. Am wenigsten aber ist er hier als ein Märtyrer zu betrachten, denn er ging für sich und für keine Wahrheit unter. Eine Vergötterung Bonapartes, wie Heine und andere in die Literatur eingeschwärzt, ist weder ehrlich gemeint noch kann sie ihre Wahrheit behaupten. Sie ist partheiisch, wenn sie etwas ist, und daher eben so unwissenschaftlich als unkünstlerisch. Der Dichter und Gelehrte sollen Ansichten haben, nicht Parthei nehmen. Menschlichkeit ziemt ihnen, nicht Menschliches. Hoffentlich läßt sich erweisen, daß Bonaparte das Gute, was er uns stiftete, nicht unmittelbar zu Wege brachte; daß er unmittelbar für Deutschland ein Unterdrücker war. Insofern Freiheit aber eine sittliche Idee ist, ist es auch moralisch schlecht, einen Unterdrücker zu verehren.

Grabbe scheint ebenfalls ein großer Verehrer Bonapartes zu sein; schlimm genug, daß er es nur scheint, und er uns bei einem politischen Drama über seine eigenen Gesinnungen im Zweifel läßt. Bonaparte wie jeder Mensch hat seine Jugend, Mannheit und sein Alter. Der jugendliche mythisch-schöne Heros war er in Italien und Egypten. Als Mann, als Kaiser ward aus dem großen Menschen ein großer Franzose, und als er aufhörte für Frankreich zu sorgen und nur seine Dynastie im Auge hatte, schob ihn die Geschichte als ein veraltetes, unnütz gewordenes Werkzeug bei Seite.

Diejenigen, welche den Verfechter der Menschheit in ihm verehren, können nur seine Jugend im Auge haben. Der National-Franzose hat ein Recht, seinen Kaiser immer noch zu verehren, aber mit demselben Rechte darf auch der Engländer nur seinen Gefangenen im Auge haben.

In den hundert Tagen aber erscheint Bonaparte fast nur als ein großer Abentheurer, wie er denn selbst auch sagte: meine Rolle in Europa ist aus-

gespielt, Asien erwartet seinen Helden. Weil seine Militairmacht unterging, war seine ganze Macht verloren, und hier wie sonst mag die Weltgeschichte charakteristisch gewesen sein, welche der alten Garde den Ruhm gönnte, ihr Wort zu bewähren: die alte Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht, während ihr Führer als ein gefährlicher Staatsgefangener nicht heldenartig sondern deklamirend starb.

Woher aber Grabbe gerade diese Periode gewählt, ist aus der Dichterindividualität desselben leicht erklärlich. Wir haben schon aus seinen früheren Werken [S. 503a] ersehen, daß er Erhabenheit — zwar erzielet; aber mehr danach hascht als danach strebt. Er dichtet aus Anstrengung, nicht aus Kraft, Anstrengung aber unterscheidet sich von Kraft: daß diese thätig ist, letztere nachläßt. Darum bedarf er zuförderst eines kühnen und großen Stoffes: Faust und Don Juan, die Hohenstaufen. Eine starke Dosis die ihn begeistert, aber er scheint zu wissen, daß dieser Rausch nicht anhält und benutzt die gute Zeit zum Beute machen, so hascht er nach hohen kühnen und gewagten Gedanken, Worten, oft auch nur — Redensarten und das Werk ist fertig, welches kaum als eine flüchtig und unbesonnen angedeutete Skizze bestehen kann. Er wünscht ein gewaltiger Dichter zu sein und ist nur ein Gewaltsdichter. Seine Erhabenheit ist kein Triumphgesang, sondern ein Kanonenschuß. (Schluß f.)

Nr. 127. Sonnabend, den 2. Juli. 1831. S. 505—07.

Napoleon, oder die hundert Tage.

Ein Drama von Grabbe. (Schluß.)

Welch Sujet kann ihm daher erfreulicher sein, als ein in hundert Tagen gewonnener und verlorener Thron? [S. 506a] Was schildert er lieber, als was sich kehrt und wieder umkehrt. Ein solcher Stoff ist ihm mehr als Stoff, er ist für ihn Poesie selbst; dies hat er durch seine Behandlungsart vollkommen bestätigt, denn er hat den Stoff gelassen, wie er ist, und ihn durchaus nicht poetisch modificirt. — An eine geschickt verschlungene Handlung, an einen Faden, an den das Interesse sich knüpft, an einen geistvoll verständigen Dialog, kurz an Alles, was die dichterische Bearbeitung ausmacht, ist nicht zu denken. Der Verfasser gab nur den Stoff und ließ ihn ganz wie er war. Zeitungen und Memoiren hat er — nicht benutzt, sondern gebraucht. Napoleons Reden sind fast immer den Memoiren des Las Casas wörtlich entlehnt. In den wenigen Fällen, wo der Dichter eigene Worte seinem Helden in den Mund legt, war er unartig und läßt ihn Worte sagen, die ein

Franzose nimmer sagen wird, die Grabbe selbst sich nicht zu sagen traute und den Schmutz lieber mit Gedankenstrichen bezeichnete. Wo er aus Zeitungen und Memoiren keine Gewaltsprüche schöpfen konnte, da mußte er freilich charakterisiren, aber er charakterisirte wiederum gewaltsam, und so entstanden Carrikaturen wie der Berliner, der Pommer, der Jude usw. [1].

---

[1] (Preußisches Feldlager bei Ligny.)

Der Berliner.
Schlesier, da hast du zwei Münzgroschen. Hole mich von jene Marketenderin einen blauen Zwirn, und vor dir einen halben.
(Der Schlesier geht.)
Herr Feldwebel —

Feldwebel.
Was ist?

Berliner.
Ihre Pfeife ist leer. — Darf ein Berliner Bürgersohn Sie etwas Tabak anbieten?

Feldwebel.
Habe noch selbst Tabak. Danke.
(Der Schlesier kommt zurück.)

Berliner *(trinkt.)*
Das wärmt! — — Herr Feldwebel, wir bekommen schlechtes Wetter — der Himmel ist gräulich grau.

Feldwebel.
Das ist er.

Berliner.
Wie lange liegen wir wohl noch hier?

Feldwebel.
Bis wir aufstehen.

Berliner *(für sich.)*
Der Kerl ist, wie ein berühmter Autor sagt, göttlich grob. Statt mir mit ihm zu ennuyiren, will ich lesen und mir bilden.
(Er zieht ein Buch aus der Tasche. Dann laut:)
Schlesier, wenn Huhn und Krieckente gar gekocht sind, verkündest du es mich.

Feldwebel.
Woher habt ihr das Geflügel?

Berliner.
Requirirt, requirirt — Herr Feldwebel, Sie essen mit.

Feldwebel.
Gern.

Berliner.
Herr Feldwebel, was halten Sie von dieser Campagne?

Will er iro-[S. 506b]nisch sein, so ironisirt er gewaltsam, und wird dadurch absichtlich. Der Tod des französischen Schneiders und des Juden hat nichts Wehmüthiges, weil sich die Willkühr des Dichters, und nichts Komi-

---

Feldwebel.
Wir müssen tüchtig auf die Franzosen losschlagen.

Berliner.
Versteht sich, so weh es mich thun wird. — Wann sind wir wohl in Paris?

Feldwebel.
Sobald wir einrücken.

Berliner.
Waren Sie schon einmal da?

Feldwebel.
Ja, 1814.

Berliner.
Ist es so schön wie unsre große Hauptstadt?

Feldwebel.
So ziemlich.

Schlesier.
Huhn und Ente sind gar.

Berliner.
Herr Feldwebel, so wollen wir die verfluchten Luder mit einander theilen. — Da, Sie die Ente, ich das Huhn — Kamm, Schnabel und Füße sind dein Theil, Schlesier.

Feldwebel.
Behandle den Burschen nicht wie einen Hund.

Berliner.
Es ist man ein Wasserpole, ohne Bildung, aus die Gegend von Ratibor. Der Kamm schmeckt ihm wie Syrup.

Feldwebel.
Cammerad Schlesier, hier hast du von meiner Ente das halbe Bruststück.

Berliner.
Herr Feldwebel, kennen Sie die Gebrüder Schlegel?

Feldwebel.
Nein.

Berliner.
Die kennen Ihnen auch nicht, aber kennten sie Ihnen, so würden sie sagen, Sie wären äußerst sentimental.

Feldwebel.
Alle Donner! ein ostpreußischer, im Regiment geborener und aufgewachsener vierzigjähriger Feldwebel sentimental?

sches, weil sich seine Absicht verräth, komisch sein zu wollen. Besser sind vielleicht Blücher und das Lützowsche Corps gerathen. Letzteres hatte aber nicht nöthig, Körners wilde Jagd von Anfang bis Ende zu singen. Grabbe selber muß hier eingestehen, daß er hier poetisch und historisch nichts gethan, sondern das Historische der Person und das Poetische dem Talent Körners zu danken hat.

[S. 507a] Einmal auch stellt das Drama das ganze Schlachtfeld von Waterloo dar mit sammt der Kanonade, vor der man natürlich seine eignen Worte nicht hören kann und das grobe Geschütz und die französische schwere Cavalerie suchen abwechselnd die englische Linie oder Quarrées zu vernichten.

Bei aller Berücksichtigung eines politischen Dramas, welches, wie gesagt, für die Bühne nicht ist, bei aller Unsicherheit, welche aus Mangel an Mustern und Vorbildern entspringt, kann doch die Kritik niemals eine Dichtung billigen, die aller Form entsagt hat. Der Dichter soll die Natur sinnlich veranschaulichen und das Ganze im Einzelnen zu schildern verstehn, dramatische Ueberschriften können ein Zeitungsbülletin nicht in ein Drama verwandeln, und kurz und gut der Dichter soll kein Schattenspielanderwandmacher sein, und als solcher renomiren.

Berliner.
Ja ja, Ihr Herz ist weicher, als Sie ahnen. Es geht Sie, wie Alexander dem Großen, als er seinen Freund zu geschwind todt geschlagen hatte.

Feldwebel.
Warum nicht gar wie Napoleon, als er aus Rußland flüchtete?

Berliner.
Napoleon? — O, der ist auch noch lange kein Iffland! — — Kannten Sie Iffland?

[S. 507a] Feldwebel.
War er nicht Comödiant?

Berliner.
Comödiant! Sei Gott mich gnädig! — Ein Schauspieler, ein darstellender Künstler, ein Mime war er wie keiner unter die Sonne. Lesen, studiren Sie die Journale — — ach, Sie hätten die großartige Charakteristik sehen sollen, mit welcher er wundersam eindrang in den Geist der Rolle — Na, Lemm, Beschord sind auch sehr schätzbare Talente, aber — Wer kommt da zu Pferde?

Feldwebel.
Aufgestanden! Der Feldmarschall und General Gneisenau.

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Ereignisses läßt sich Grabbe eben so wenig mit Geistesruhe aus. Wir finden im ganzen Werke nur eine einzige Stelle, die darauf anspielt.

Talleyrand, (so wird im Drama erzählt) sagte über Bonapartes Landung, sie sei ein Welt-Ereigniß. Einem Politiker, der diese Worte in einer Zeitung liest, mögen sie erstaunenswerth sein; er kennt Talleyrand's Bedeutung, hat Begriff von einem Welt-Ereigniß und sieht die Wichtigkeit des politischen Faktum's ein. Der Dichter aber soll dem natürlich und naiv Großen eine geistige Form verleihen. Er mußte zuförderst Talleyrand charakterisiren, das Ereigniß in der Begeisterung, die es schafft, auffassen und schildern, damit zuletzt der Ausspruch: „es ist ein Welt-Ereigniß," seine Bedeutung innerhalb des Kunstwerkes findet. Der Dichter muß nicht nur den Politiker in seinen Ansichten befriedigen, dieser muß auch durch poetische Form und Schilderungen zur Bewunderung und Erbauung hingerissen werden. Uebrigens hat Talleyrand über Bonapartes Landung nicht so sich geäußert, sondern vielmehr: c'est le commencement du fin gesagt. Es ist der Anfang seines Endes, was auch zutraf.

Eine merkwürdige Eigenheit Grabbes bleibt auch das historische Bewußtsein seiner Figuren. Selbige scheinen nicht nur, was sie in ihrer Gegenwart bedeuten, zu wissen (obschon sie es meistentheils verschweigen) [S. 507b] sondern rathen auch, wie sie in aller Zukunft geschätzt werden dürfen. So sagt Bonaparte, wenn er besiegt ist, jetzt werden Coulissenh . . . und Violinseiltänzer an die Reihe kommen. Also eine Prophezeihung auf — — — — die nach ihm Effekt machten.

Einmal erfaßt sogar die prophetische Wuth den ganzen Pöbel, denn alle rufen bei der Erscheinung des Herzogs von Orleans, wie die Hexen Shakspeares zum Banquo: einst König. Daß dies nichts anders als Prophezeihung sein kann, läßt sich daraus beweisen, daß der damalige Herzog von Orleans wohl eine Parthei für sich hatte, aber selbst bis zum Ende des Jahres 1830 nicht populair war.

Ob Grabbe's Drama wohl in's Französische übersetzt wird? Er scheints darauf angelegt zu haben und die Spekulation wäre nicht übel.

Dr. Schiff.

5.

Literatur-Blatt. Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel. N°. 72. [Beilage zu Jg. 25, N°. 166 des „Morgenblattes für gebildete Stände". Stuttgart und Tübingen, im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.] Mittwoch, 13. Juli 1831. S. 285—88.[1]

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen von Grabbe. Frankfurt a. M., Herrmann, 1831.

Grabbe, dessen wir schon mehr als einmal in diesen Blättern ehrenvoll erwähnt haben, indem wir trotz seiner Sonderbarkeiten sein geniales Feuer anerkannten, Grabbe hat nie etwas besseres geschrieben, als das vorliegende Werk. Seine Kühnheit gehörte dazu, es zu unternehmen, aber der Gegenstand selbst entsprach dieser Kühnheit, unterstüzte sie, belohnte sie.

Wie genial das Ganze entworfen und zusammengefaßt ist, wie trefflich die Charaktere gezeichnet, die rechten Situationen gewählt sind, wie geistreich, ja klassisch die Sprache an den wichtigsten Stellen ist, wo sie in wenig Worten die Weltgeschichte enthalten muß, dies wollen wir zeigen, indem wir das schöne Gedicht skizzirend durchlaufen.

Die Scene wird eröffnet im Palais-Royal. Das Volk treibt sich durcheinander. Einige abgedankte Soldaten äußern ihren Groll gegen die Restauration der Bourbons, einige Emigrés ihre Freude. Savoyarden, Ausrufer ꝛc. lärmen dazwischen.

[S. 285b] Ausrufer einer Bildergallerie.
Hier, meine Herrn, ist zu sehen Ludwig der Achtzehnte, König von Frankreich und von Navarra, der Ersehnte.

Ausrufer einer Menagerie.
(Dem vorigen gegenüber.)
Hier, meine Herren, sehen Sie einen der lezten des aussterbenden Geschlechtes der Dronten, wackeligen Ganges, mit einem Schnabel gleich zwei Löffeln, von Isle de France und Bourbon bei Madagascar, lange von den Naturforschern ersehnt, ihn zu betrachten und zu zerlegen.

Ausrufer der Bildergallerie.
Hier ist zu sehen der Monsieur, der Herzog von Angouleme, sein Sohn, die Herzogin, dessen Gemahlin, der Herzog von Berry und das ganze Bourbonische Haus.

Ausrufer der Menagerie.
Hier erblicken Sie den langen Orang-Outang, gezähmt und fromm, aber noch immer beißig, den Pavian, ähnlichen Naturells,

[1] Am Kopfe des Blattes steht, von einem Lorbeerkranze umgeben, der Name „Napoleon."

die Meerkatze, etwas toller als die beiden andern, und so genannt, weil sie über die See zu uns gekommen, den gewöhnlichen Affen, nach Linnée simia silvanus, und das ganze Geschlecht der Affen, wie es nicht einmal in dem Pflanzengarten oder den Tuilerien leibt und lebt.

[S. 286a] Die Abgedankten der alten Garde und die Emigrés gerathen an einander. Charakteristisch und poetisch zugleich ist der Zug, daß beide wechselseitig sich über ihr — französisches Ehrgefühl wundern, welches sie bei dieser Gelegenheit zeigen. — Der Herzog von Berry reitet vorbei, das Volk haranguirend, um sich populär zu machen, was ihm schlecht gelingt. Die alten Soldaten sagen:

Chassecoeur.

Sieh einmal den großen weißen Federstrauß, den der Junge am Kopfe trägt! Mir thun die Augen davor weh!

Vitry.

I, Freund, das ist der Helmbusch Heinrichs des Vierten, seines Ahnherrn. — Seine Familie hat den Strauß so oft im Maul, daß ich fürchte, er wird endlich schmutzig.

Chassecoeur.

Heinrich der Vierte? Was war der? Was that er?

Die Scene wird an den Hof verlegt. Zuerst tritt die niedre Dienerschaft auf, Gespenster des alten Versailler Hofes. Dann folgen die erlauchten Personen. Sehr gut ist Ludwig XVIII. gezeichnet, unübertrefflich die Herzogin von Angouleme.

König Ludwig.

Wie kommt es, daß gerade du, die des Schicksals Schwere am härtesten empfand, von allen meines Stammes die Stärkste bist, blos im Vertrauen auf Gott?

Herzogin von Angouleme.

Gott? — Wo es an Menschen fehlt, da erscheint er! — Oheim, ich lernt' ihn kennen, dort in dem Tempel, Tempel, ja des Abgrundes der Revolution, doch für mich des Lichts. — Wer so wie ich, ein zartes Kind, da im Gefängnisse schmachtet, und bangen Ohrs die Häupter des Vaters und der Mutter von den Schaffotten rollen hört — o, wen so wie mich dieses Paris umbraust, rebellisch, jede Straße von dem Geschrei der Mörderrotten aufdonnernd, knirschend unter den Rädern der ewig auf- und abziehenden Henkerkarren, — wer selbst eine Capet, Tag und Nacht nichts als „Capet, Capet nieder" rufen hört, — wem, wie mir, die lezten Sterne sinken, und wer dann im unermeßlichen Dunkel gar nichts mehr fühlt, als das Zittern des eignen kleinen Herzens, — dem nahe Gott, wie mir! — Er ist der lezte, einzige, aber größte Trost. Mir nahte er, und ich ward stark und ruhig.

König Ludwig.

Theure Nichte, ich glaube, du sagst die Wahrheit, und Trost sinkt in meine Brust, wenn ich fern von unsern Diplomaten dich höre. Bei dem ersten Tritt, den ich auf die Küsten meines Landes jüngst wieder that, durchschauerte auch mich das unbegreifliche, aber gewaltige [S. 286b] Walten der Vorsehung! — Komm an das Fenster: da breitet Paris sich aus! — Welche Stürme sind nicht hingebraust durch jene Straßen? Kein Fleckchen, das nicht von dem Blute, welches darauf vergossen, Inschrift tragen könnte, von der Bluthochzeit bis zu der Guillotine. Ungeachtet all des Scherzes, all des Schimmers, die hier gauckeln, weht es mich an, wie Moder, wenn ich diesen Steinhaufen sehe. — Noch keine drei Jahre, und dort rückten mit Siegesklängen, mit feuerathmenden Geschützen, Pferd an Pferd gedrängt, und Bayonnet an Bayonnet, dicht wie Blätter und Aehren im Frühling, die Weltbezwinger stolzen Zuges von Spanien nach Moskau. Und mit seinem ruhmestrunkenen, nie gesättigten Auge sah Er in ihnen nur die Zeichen seine Allmacht. Die mächtigen Parlamente Englands wurden bang und flüsterten wie Haufen furchtsamer Vögel, — wollten Frieden machen, er möge kosten, was er wolle, auch wenn sie an mir das heilige Gastrecht verletzen, mich aus ihrem Reiche weisen sollten. — Und nun! — Die Schlachtendonner sind verklungen, — Europa ist still, wo die Adler raseten, blühen wieder friedlich die drei Lilien, und Er, der Große, ward ein armer Einsiedler von Elba, starrt vielleicht grade jezt in das Meer, und erkennt in ihm das Element, welches er nie besiegen konnte, und das ihm, ein Spiegel, groß wie Er selbst, höhnisch sein Antlitz zurück wirft.

Herzogin von Angouleme.

König, nenn ihn gewaltig, riesenhaft, ungeheuer, — doch nimmer groß den Mörder d'Enghiens, — nun und nimmer der groß, welcher Treue, Recht, Ehr und Liebe dem Ruhm und der Macht aufopfert. Das kann auch der Dämon der Hölle. Die wahre Größe gibt Ruhm, Macht, jeden Aussenchein für Ehre, Recht und inneres Glück dahin — Er aber that das nie — O, ich kenne ihn — dieser Kaisertiger hätte sich vor seinem Feinde, den er mit den Klauen nicht erreichen konnte, zum Wurm verwandelt, sich von ihm treten lassen, wenn er nur wußte, daß er ihm alsdann giftig in die Ferse stechen konnte.

Auch die Minister treten auf, wonneduselnd; die Rückkehr der Zeit vor 1789 prikelt ihnen wollüstig in allen Adern. Sie sprechen mit Hochmuth und Verachtung vom Volk, von Napoleon. Der Himmel hängt ganz voll Geigen.

Nun führt uns der Dichter nach der Insel Elba. Napoleon steht im Kreise seiner Getreuen. Er sagt unter Anderem:

„Die Thoren, sie sehnen sich noch einst nach dieser kleinen Hand, wenn sie längst Asche ist, denn Ich, Ich bin es, der sie gerettet hat. — Ließ ich den empörten Wogen der Revolution ihren Lauf, dämmt' ich sie nicht in ihre Ufer zurück, — schwang ich nicht Schwerdt und Scepter, statt das Beil der Guillotine immer weiter [S. 287a] stürzen zu lassen, — wahrhaftig, wie dort am Strande die Muscheln, wären all die morschen Throne, sammt den Amphibien, die darin vegetiren, hinweggeschwemmt, und schöner als jenes Abendroth begrüßten wir vielleicht die Aurora einer jungen Zeit. — Ich hielt mich zu stark, und hoffte sie selbst schaffen zu können. — O ich muß sprechen, denn ich vermag ja jezt nichts anders. Diese Scholle Elba kenn ich nun auch, und habe sie satt. Ein bischen Dreck! — Wie jämmerlich ein kleiner Fürst, der nicht drein schlagen kann! — Das unselige Bourbonische Haus! Es wird noch einst in einem adeligen Nonnenkloster aussterben. — — Gleichgewicht! Als ob man Völker abwägen und zählen könnte! Die Erde ist am glücklichsten, wenn das größte Volk das herrschendste ist, stark genug, überall sich und seine Gesetze zu erhalten, und wer ist größer, als meine Franzosen? — Kongreß zu Wien! Da streiten sie sich um den Mantel des Herrn, den sie hier am Kreuze wähnen — mein Polen, mein Sachsen wird zertheilt, — Niemand wird von dem halben Bissen satt, ja, er wird Gift im Munde."

Napoleon trifft Anstalt zur Abreise. Zu dem Meer gewendet, redet er also:

„Amphitrite, gewaltige, blauäugige Jungfrau, — schon lange läßt du mich umsonst um dich buhlen, — ich soll dir schmeicheln, und ich möchte doch lieber als Mann mit Waffen dich den Händen der Krämer entringen, die dich, o Göttin, mit der Elle messen und zur Sklavin machen wollen, — aber ich weiß, du liebst ihn doch, den Sohn der Revolution, — einst vergaßest du deine Launen und trugst ihn mit sichern Armen von den Pyramiden nach dem kleinen Glockenthurm von Frejus, morgen trägst du mich von Elba noch einmal dahin. — Amphitrite, schlummre süß."

Die Nachricht seiner Landung kommt in Paris an. Bei Hofe sind die meisten unbesorgt, und sprechen von der Landung wie von einem unbesonnenen Abentheuer. Nur die Herzogin von Angouleme sieht die Größe der Gefahr.

D'Ambray.
Ueberlassen Sie ihn den Jurys.

Herzogin von Angouleme.
Ihn den Jurys? — Menschen, wißt ihr, wer seine Jurys sind? — Die Heere Europas, und kein Anderer — O Waffen, Waffen,

Waffen! — Sturmglocke geläutet — Alles, alles aufgeboten, in der Kirche wie auf dem Schlachtfelde! — Gelandet! — — Weh' mein Herz! — — Nun macht er seine Tigersprünge, wie einst von Aegypten nach Paris, von Eylau nach Madrid, von Madrid nach Wien, nach Moskau — O, ich fühle schon seine Krallen!

Herzog von Angouleme.
Diener, Diener, sie wird unmächtig — köllnisches Wasser —

[S. 287b] Herzogin von Angouleme.
Köllnisches Wasser — Französisches Feuer schafft her für euch alle!

Volksauflauf in Paris. Bunte Aeußerung der Meinungen, Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen. Die Bourbons werden bereits öffentlich verspottet. Ein Schneider drückt sich folgendermaßen über Ludwig XVIII. aus:

„Erhöbe sich der König nur nicht, bliebe er nur ruhig sitzen und verdeckte seine Frackschöße, denn von allen im Universum sind sie die abscheulichsten. Weit auseinander klaffend! Ist das französisch? Es ist nicht einmal englisch — es ist barbarisch! An dem Kleide den Mann — wer sich albern kleidet, ist albern — Aus mit unsrem schönen Lande! — So gewiß die Revolution nicht entstehen konnte, wenn man Reifrock, Perrücke und Puder beibehalten und sich daher wohl gehütet hätte, einander auf den Leib oder in die Haare zu kommen, so sicher kann die königliche Würde nicht bestehen, wenn der König durch seine Frackschöße eine Sache zeigt, die zwar auch groß und gewaltig, aber nichts minder als majestätisch ist."

Auch alte Jakobiner kommen hervor, sich zwischen die Napoleonisten und Bourbonisten drängend, um den Augenblick der Anarchie zu benutzen. Es glückt ihnen aber nicht. Jouve, der Kopfabhacker, sagt:

„Der Imperator zurück und in der Mode, so lang es dauert. Ich mache sie mit und trage morgen wieder einen eleganten Frack. Die Jakobinermützen überdauern am Ende doch alles."

Ein Krämer sammelt sorgfältig die weggeworfenen weißen Kokarden auf und verkauft die dreifarbigen, die er im vorigen Jahr beim Sturze Napoleons auf dieselbe Weise gesammelt hatte.

Napoleon kommt und ärgert sich über den Uebermuth des Pöbels:

„Die Canaille wird anmaßend. Die Bourbons haben, so hochadlich sie sind, die Zügel doch recht schlaff gehalten."

Er erfährt, daß ihn der Kongreß von Wien in die europäische Acht erklärt habe.

„Ich will dir sagen: alle die Leute mit all ihren Generalen, den alten tollen Blücher vielleicht ausgenommen, beben nicht vor Frankreich, wie es jezt ist, sondern vor meinem Genie. — Geächtet! Ich! Ich kann mir die schönen Phrasen denken, in welchen diese Aechtung

ausposaunt ist — vom „Störer des Weltfriedens, Eroberer, Tyrannen“ wirds darin wimmeln. — Eh, eine treffliche Sprache im Munde der Theiler von Polen — Vermieden sie nur die politische Scheinsucht, — würden sie nur nicht zugleich kleinliche Heuchler, indem sie große Gewaltthaten begehen, — aber da wird alles mit erlogenen Beweggründen motivirt, jeder Raub mit glatten Worten ausgepuzt, und beides dient blos, die Bewältiger und Räuber verhaßter und verächtlicher und die Unterdrückten und Beraubten erbitterter zu machen.“

Carnot spricht mit Napoleon im liberalen Sinn. Dieser antwortet:

„So sprach auch neulich ein braver [S. 288a] junger Mann, Labedoyère. „Liberalismus“, „Konstitution“ lauten gut, aber Carnot, Sie erfuhren selbst, wie wenig die Menge davon versteht. Der gute, wohlmeinende Advokat aus Arras, Robespierre, mußte zum Schreckensmann werden, als er die Republik aufrecht erhalten wollte, und Sie selbst waren sein Kollege. Dafür haben die Zeitungsschreiber ihn und Sie so mit Tinte übergossen, daß es lange währen wird, ehe der Strom der Geschichte beide wieder weiß wäscht.“

Wir werden auf das Marsfeld versezt. Jouve, der Kopfabhacker, wird bei dieser Volkskomödie sehr sarkastisch. Er gesellt sich zu einer Dame.

Dame.
Mein Herr, wie dringen wir so weit durch? Es ist überall Volk.

Jouve.
Volk! weiter nichts? Auseinander den Dreck! —

Der Eid wird geschworen. Jouve sagt:

„Fünfmalhunderttausend Meineidige, mich selbst mit eingeschlossen, ohne daß ein Blitz auf sie fällt, sind doch eine interessante Erscheinung! Was haben wir nicht alles beschworen und gebrochen, die erste, zweite, dritte Konstitution, die Satzungen Napoleons, die Charte der Bourbons.“ —

Napoleon rüstet, Preußen auch. Wir kommen ins Blüchersche Lager, zu lustigen Berlinern und zu politischen Kannegießern im Sinn des Tugendbundes.

Jäger.
Die Feigheit unsrer Diplomaten ließ auf Wiens Kongresse sich die Früchte unserer Tapferkeit rauben. Hielt man den Kongreß im Feldlager der siegenden Nationen, so möchte für die Souverainität Kniphausens und für Aufbewahrung manches andern Zeugs nicht so außerordentlich besser gesorgt seyn, als für das Interesse Europas, und insbesondere Preußens. Wir Preußen opferten das Meiste, den größern Lohn erhielten die Andern.

Major.

Was bedeutet der Quadratmeilengewinn gegen die Sternenkrone, die das dreimal erneuerte, aber dreimal wieder mit ihr geschmückte Preußenheer der beiden vorangegangenen Jahre umflicht? Die Lappen von Ländereien, welche Oestreich, Rußland, England und Holland sich anflickten, fallen einstens doch ab, aber wahrlich die blutrothen Arcture der Schlachten, in denen wir vor allen die Kette des Weltherrschers zerreißen halfen, funkeln noch nach Jahrhunderten vom Himmel, und zeigen, wenn Preußen längst untergegangen, den spätesten Geschlechtern die Stellen, wo es prangte.

Die Schlacht bei Ligny. Dann die Tanzbelustigungen des Herzogs von Wellington in Brüssel. Unmuthig sizt der Herzog von Braunschweig in der Ecke, durstend nach der Schlacht. Er hört den fernen Kanonendonner von [S. 288b] Quatrebas. Wellington will nicht glauben, daß es Kanonen seyen, der Herzog von Braunschweig aber eilt zum Kampf:

„Es sind die Klänge, unter denen mein Vater fiel! Ein schlechter Sohn, der sie hört und nicht von Rache entflammt ihnen entgegen stürzt!"

Gefecht bei Wawre. Lustige Scene zwischen zwei Berliner Freiwilligen, wovon einer ein Jude ist.

Berliner.

Willst essen, Ephrim?

Ephraim.

Ja, ja, ja! —

Berliner.

So siehe zu, wie du etwas bekommst, denn dieses Stück Rindfleisch —

Ephraim.

Ist gut, ist gut — Her damit!

Berliner.

Ich will es lieber selbst essen, denn es ist nicht kauscher, Ephrim — es könnte dir um Vater Abrahams alten Schoos bringen, und den gönn' ich dich allzusehr —

Ephraim.

Schweinehund, ich bin wohl ein Jude —

Berliner.

Nicht ganz, nicht ganz — Dein blondes Haar verräth einen Christen, der zwischen deinem Vater und deine Mutter — na, Ephrim, du kennst ja die musikalischen Intermezzos aus die Visiten bei Mauschels kleinen Concerten —

Ephraim.

Du Hund, wenn ich auch bin ein Jude, bin ich doch ein Bürger und ein Berliner Freiwilliger wie du — da!

(Er gibt dem Berliner eine gewaltige Ohrfeige. Der Berliner will sie ihm gerade wiedergeben, als eine Kanonenkugel dem Ephraim den Kopf abreißt.)

Berliner *(stürzt zur Seite.)*

Ah wie furchtbar rächt mir das Geschick! *(sich wieder aufrichtend)* Ephrim, warst doch ein guter Kerl.

Zulezt die Schlacht bei Waterloo. Hier drängen sich die Ereignisse so, daß auch die Worte fast nur noch Exklamationen sind, und der Dichter hat es mit Recht vermieden, hier glänzen zu wollen, wie ein gewisser Christ[1], der vor etwa zehn Jahren ein Trauerspiel, Arnold von Winkelried, geschrieben hat, worin der Held während der Schlacht bei Sempach so viel Zeit zu reden findet, daß er das ganze Hegelsche System in langen gut jambirten Monologen und Dialogen mit dem Herzog Leopold ꝛc. vorträgt. Grabbe endet mit einer stürmischen Flucht der Worte, wie eben die Schlacht selbst endete.

Aus den gegebenen Proben wird der Leser sich von dem Ganzen einen Begriff machen können, daß Grabbe gar manche Schwierigkeit, die einem Andern unübersteiglich gewesen wäre, mit genialer Hand gelöst hat.

6.

Der Komet, Beilage für Literatur, Kunst, Mode, Residenzleben und journalistische Controle. (Herausgeber u. Redacteur: C.[arl] Herloßsohn. — Leipzig: in Commiss. bei F. A. Leo. Altenburg gedr. in der Hofbuchdruckerei.) N°. 29. Sonnabend, den 23. Juli 1831. Sp. 225—27.

Napoleon, oder die hundert Tage. Ein Drama von Grabbe. Frankfurt a. M. 1831.

Herr Grabbe hat hier unter dem Namen „Drama“ eine Reihe dialogisirter Scenen gegeben, denen das Haupterforderniß zum Drama — die motivirte Entwickelung zu einem bestimmten Ziele — großentheils abgeht. Napoleon, der Held des Gedichts, kehrt von Elba zurück; die Ursachen, welche ihn vom französischen Volke mit offenen Armen aufnehmen ließen,

[1] „Arnold von Winkelried“, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von dem, aus einer Bündner Familie stammenden Ludwig Christ (1791—1876), ist in einem Umfange von 446 Seiten 1821 im Art. Institute Orell Füßli in Zürich erschienen.

sind so ziemlich angedeutet, so wie überhaupt der Mangel folgerechter motivirender Entwickelung bis zur zweiten Scene des vierten Actes minder fühlbar ist. Von da an aber ist wenig mehr davon zu spüren; Napoleon verschwindet nach der verlornen Schlacht bei Waterloo, Frankreich und die Franzosen sich selber und den Fremden überlassend, auf eine seiner Größe höchst unwürdige Weise, der überdies die geschichtliche Wahrheit selbst entgegensteht.

Von den fünf Aufzügen dieses sogenannten Drama's beginnt der erste in Paris unter den Arcaden des Palais-Royal. Viel Volk treibt sich hier herum, darunter Bürger, Officiere, Soldaten, Marktschreier, Savoyarden ꝛc. Der Dichter beabsichtigt, die Stimmung der Masse zu zeigen und wie es kurz vor Napoleons Wiederkehr in Paris ausgesehen haben mag.

„Hier", hören wir vom Ausrufer einer Bildergallerie verkünden, „meine Herren, ist zu sehen Ludwig der Achtzehnte, König von Frankreich und von Navarra, der Ersehnte."

Und diesem gegenüber schreit sogleich der Ausrufer einer Menagerie: „Hier, meine Herren, sehen Sie einen der letzten des aussterbenden Geschlechtes der Dronten, wackeligen Ganges, mit einem Schnabel gleich zwei Löffeln, von Isle de France und Bourbon bei Madagascar, lange von den Naturforschern ersehnt, ihn zu betrachten und zu zerlegen."

„Hier", hebt der erste wieder an, „ist zu sehen der Monsieur, der Herzog von Angouleme, sein Sohn, die Herzogin, dessen Gemahlin, der Herzog von Berry und das ganze bourbonische Haus." Und der andere erwiedert darauf:

„Hier erblicken sie den langen Orang-Outang, gezähmt und fromm, aber noch immer beißig, den Pavian, ähnlichen Naturells, die Meerkatze, etwas toller als die beiden andern und sogenannt, weil sie über die See zu [Sp. 226] uns gekommen, den gewöhnlichen Affen, nach Linné simia silvanus und das ganze Geschlecht der Affen, wie es nicht einmal in dem Pflanzengarten oder den Tuilerien leibt und lebt." — Klingt das nicht echt französisch?

Zwei abgedankte Kaisergardisten, Vitry und Chassecoeur, führen hauptsächlich das Wort. Letzterer spricht S. 7. „Wir! als wir Italien, Deutschland, Spanien, Rußland und Gott weiß, was sonst plünderten und brandschatzten, tausend und aber tausend Damen dieser Länder caressirten, oder nothzüchtigten, das Geld in Haufen auf die Straße warfen, den Kindern zum Spielwerk, weil wir jede Minute neues bekommen konnten, — hätten wir da gedacht, jetzt zusammen keine vier Sous in der Tasche zu haben ꝛc."

S. 13 redet ein alter Officier in Civiltracht denselben Chassecoeur an, der darauf entgegnet, „die Stimme kenn' ich von den Pyramiden her, als wir da unser Tricolor hoch über Cairo's Minarets aufpflanzten und der Nil zu unsern Füßen rollte. — Mein Hauptmann, seit Aegypten sah ich Dich nicht."

Der Hauptmann erzählt kurz, wo er seitdem gewesen und fragt weiterhin den Gardisten, „Was verwahrst Du an der Brust? Ist es etwas zu essen, Chassecoeur? Gib mir davon."

„Hauptmann", versetzt derselbe, der eben an Nothzüchtigen, Brandschatzen und Plündern, als an eine vergangene gute Zeit zurückdachte: „ich ess' es nicht und doch macht es mich bisweilen satt und Dich vielleicht auch. — Es ist ein Adler der Garde, von mir gerettet, als er unter tausend Leichen hinsinken wollte bei Leipzigs Elsterbrücke." —

Advocat Duchesne stürzt in die Scene und verkündet voller Entrüstung dem erstaunten Volke, daß die Käufer der Nationalgüter bedroht würden, daß Klöster im Anzuge wären, daß überhaupt Alles wieder rückwärts gehen solle. Zwei heimgekehrte Emigranten können ihre Freude darüber nicht bergen und kommen dadurch in Gefahr, vom Volke umgebracht zu werden. Ihr bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegter Muth veranlaßt Vitry, sie zu retten.

Duchesne und die beiden Kaisergardisten haben zu laut ihre Hoffnung auf Napoleons Rückkehr ausgesprochen und sollen von Gensd'armen verhaftet werden. Der Herzog von Orleans kommt dazu, fragt, was für Leute da verhaftet würden. „Aufrührerische Redner", erwiedern die Gensd'armen.

[Sp. 227] Orleans.
So laßt sie frei, auf der Stelle. Wehe dem Lande, das sich vor Reden und Rednern zu fürchten hat.

Volk.
Hoch, Orleans, einst König.

Orleans.
Das letztere nie — doch stets Euer Freund.
(Er entfernt sich.)

Viele.
Welch ein trefflicher Prinz!

Chassecoeur.
Würde auch endlich weggejagt, wenn er je König werden sollte.

Darauf kommt der Herzog von Berry und redet den durch mehrere Narben ausgezeichneten Chassecoeur „Alter, braver Camerad" an. Dieser bedient den affectirenden Narren aber so trefflich, daß einer aus dem Gefolge endlich fragt: „Mensch, wer bist Du, daß Du so zu reden wagst?"

Chassecoeur. Ach, lieber gnädiger Herr, wer ich bin oder sein soll, weiß ich nicht, aber wer ich war, das kann ich Ihnen sagen: (*sich stolz aufrichtend*) Ein kaiserlicher Gardegrenadier zu Pferde, zweite Schwadron, dem Ehrenkreuze nahe.

Der Duc de Berry will ihm darauf eine Versorgung im Dome der Invaliden schaffen, welche der Kaisergardist aber ablehnt. „So nimm mit meinem guten Willen vorlieb," endigt der Duc und ruft abgehend „es lebe der König!" wozu Alles mäuschenstill ist.

„Wahrlich, wenn das so schlimm mit den Bourbons steht, wie jetzt," meint der alte Hauptmann.

„So fallen sie bald um", ergänzt Vitry.

In der zweiten Scene befinden wir uns mit allerlei adeligem Geschmeiß und wenigen Bürgern in einer großen Gallerie der Tuilerien, welche der aus der Messe kommende Hof passirt. Die Marquis und alten Weiber von — sind über den Anblick der Erlauchten ganz außer sich, die ehrlichen Bürger aber stellen absonderliche Betrachtungen an, über Mönchskutten, Weiberpantoffeln u. dgl. und den Kaiser mit seinem Generalstabe zu Pferde.

Die dritte Scene bringt uns in's Innere des Pallastes, in den Kreis der königl. Familie. Wir müssen gestehen, daß die Bourbons mit ihrer Erbärmlichkeit und Schwäche vom Verfasser trefflich gezeichnet sind. Vom Herzog von Angouleme weiß man sogleich, wie man mit ihm daran ist, nachdem er vom König, um seine Meinung über etwas gefragt, darauf erwiedert, „Sire, ich denke wie meine Gemahlin — ꝛc."

(Beschluß folgt.)

N°. 30. Sonabend, den 30. Juli 1831. Sp. 233—36.

Napoleon, oder die hundert Tage. Ein Drama von Grabbe. Frankfurt a. M. 1831.

(Beschluß.)

In der vierten Scene sehen wir uns auf der Nordküste von Elba. Napoleon steht mit Bertrand am Gestade des Meeres und schaut nach Frankreich hin. Napoleon spricht über die Vergangenheit und Gegenwart; Bertrand spielt auf die mögliche Veränderung der gegenwärtig beschränkten Lage des Kaisers an, und berichtet ihm endlich, daß gestern ein Officier, als italienischer Matrose verkleidet, aus Frankreich angekommen sei. Gleich darauf tritt dieser selbst auf, berichtet dem Kaiser Heimliches von Fouché und ertheilt ihm weitere Nachrichten über Frankreich und

Italien. Nachdem Napoleon noch Cambronne hat rufen lassen, gibt er die Befehle zur Abreise von Elba. Der Act schließt mit folgender Apostrophe Napoleons an das Meer:

„Amphitrite, gewaltige, blauäugige Jungfrau — schon lange läßt Du mich umsonst um Dich buhlen — ich soll Dir schmeicheln, und ich möchte doch lieber als Mann mit Waffen, Dich den Händen der Krämer entringen, die Dich, o Göttin, mit der Elle messen und zur Sklavin machen wollen, — aber ich weiß, Du liebst ihn doch, den Sohn der Revolution, — einst vergaßest Du Deine Launen und trugst ihn mit sichern Armen von den Pyramiden nach dem kleinen Glockenthurme von Frejus, — morgen trägst Du ihn von Elba noch einmal dahin. — Amphitrite, schlummere süß."

Wer kann glauben, daß der Kaiser Napoleon jemals so geschwatzt habe?

Das Geschichtchen von dem als Matrose nach Elba gekommenen Officier steht in den „Memoiren von Fleury de Chaboulons [1]," wird aber in den von Napoleon dem Grafen Montholon dictirten „Mélanges historiques" als unwahr widerlegt.

Die vierte Scene des zweiten Aufzugs geht im königl. Zimmer vor. Ludwig ärgert sich über Carnot's und Fouché's Broschüren, welche die „sogenannten Rechte der Königsmörder und der Revolution jeder auf seine Art vertheidigen, und seine und seiner treuen Minister Maßregeln be-

---

[1] „Napoléon attendait donc en silence le moment de reparaître en France, lorsqu'un officier déguisé en matelot vint débarquer à Porto Ferrajo. [Dazu die Anmerkung:] Cet officier est celui dont il est question dans la déclaration faite le 15 Mars au Prince d'Essling, alors gouverneur de la 8e division militaire, par M. P-, débarqué avec Napoléon de l'île d'Elbe, et arrêté à Toulon par ordre du Préfet du département du Var." „Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du regne de Napoléon en 1815." Par [Pierre Alexandre Édouard] Fleury de Chaboulon. Nouv. Éd. T. 1. Londres 1820. S. 77—78.

„Dans l'espace de neuf mois, plus de cent officiers français ou italiens arrivèrent successivement à l'île d'Elbe avec leur uniforme et leur épée, ayant des passeports en règle, et venant en droite ligne de France, de Corse, de Gènes, de Livourne, de Piombino, de Civita-Vecchia ou de Naples; tous causèrent plus ou moins long-temps avec Napoléon; tous tâchèrent de s'en faire reconnaître en lui parlant des traits de courage qui les avaient fait distinguer, et lui donnèrent des nouvelles de ce qui se passait en France et en Italie." (Notes sur l'ouvrage intitulé: Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815, publiés à Londres en 1820, par le baron Fleury de Chaboulon, ex-maître des requêtes et secrétaire de Napoléon. In: „Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, par les généraux qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits entièrement corrigés de la main de Napoléon." Notes et Mélanges. T. 2. Écrits par le général comte de Montholon. Paris, Berlin, Francfort s. 1. M. 1823. S. 239—78, die angeführte Stelle S. 252.)

schimpfen." Die Herren Blacas d'Aulps und d'Ambray kommen dazu und erzählen Sr. Majestät, daß der gute Marquis von Brandenburg Sachsen haben wolle, [Sp. 234] und daß Rußland nach Polen greife, daß Talleyrand vor Elba warne, weil Bonaparte mit Murat conspiriren sollte. Monsieur tritt auch auf, ermüdet von der Jagd, spricht von dem geschossenen Wildpret, das bereits in die Küchen abgeliefert sei, und bittet, sich entfernen zu dürfen, nachdem er hiermit dem König seine Aufwartung gemacht. — Da fällt ihm just noch ein, daß er gehört habe, Bonaparte sei bei Toulon gelandet. Darauf wünscht er Allen wohl zu schlafen und geht ab. — D'Ambray meint dazu, „der Präfect von Toulon muß Napoleon arretiren, kurz verhören und erschießen lassen," und Niemand von allen Bourbons weiß das wichtige Ereigniß gebührend zu schätzen, als die zuletzt auftredende Angoulème. Bald kommt auch die Nachricht, daß Bonaparte vor Lyon stehe und nun läßt der König den „Ney, Fürsten von —, er weiß nicht, wie der Mann sonst heißt," kommen, dem er den Oberbefehl des Heeres verleiht. Die Angoulème geht nach Bordeaux, ihr Gemahl und der Herzog von Berry mit den Haustruppen in die Gegend von Lyon. — Diese Scene, so wie die folgende auf dem Greveplatz, bei Nacht in der Nähe der Laterne, wo Fouché und Carnot — freilich etwas sehr zufällig — bei mordschlechtem Wetter sich treffen und über die Vergangenheit und Zukunft sich besprechen, möchten wir die gelungensten nennen.

Im dritten Aufzug „wird es wieder lustig" in Paris, mit den Worten eines darin auftretenden, recht ergötzlich gehaltenen Schneiders zu reden. Die Bourbons machen sich aus dem Staube; der König spricht in den Straßen von Paris von den rührendsten Beweisen der Liebe seines Volkes; von den wenigen Verräthern, die Frankreichs Glück störten; er sagte sogar, er wolle sich an die Spitze der Armee stellen; wie uns eine sentimentale Dame der Halle erzählt. „Alles sehr gut, meine Dame," erwiedert das vorlaute Schneiderlein; „aber weßhalb läuft er fort, wenn so rührende Beweise der Liebe und so wenige Verräther da sind? Volk, Volk, laß dich durch Mitleid und Edelmuth nicht um deine Klugheit betrügen! der König will nach Wien und dort auf dem Congresse Frankreichs beste Provinzen verschenken! Dafür sollen ihm die Russen helfen alle Nichtemigranten zu unterdrücken! das ist schon lange im Werk gewesen!"

Plötzlich verbreitet sich die Kunde von Napoleons Landung unter dem Volke, und gleichzeitig fast die Nachricht von seiner Ankunft in Fontainebleau. Niemand freut sich darüber, wie die beiden Kaisergardisten; für das übrige Volk scheint die Nachricht gar nicht zu existiren. Wir [Sp. 235] haben uns darüber höchlich gewundert, noch mehr aber über die Art und

Weise, in der die Vorstadt St. Antonie, einen Mann der Schreckenszeit, Jouve, dem Kopfabhacker von Versailles und Avignon an der Spitze, plötzlich auftritt. Das arme Schneiderlein zieht ein Gesicht über eine Aeußerung Jouve's, der ihn dafür mit seinem Schmiedehammer zu Boden schlägt. Da jauchzen Vorstädter und anderes Volk laut auf: Ha! Blut! Blut! Blut! Schaut, schaut, da fließt, da flammt es — Gehirn, Gehirn, da spritzt es, da raucht es — wie herrlich! wie süß!"

Jouve fordert auf, wer noch keine rothe Mütze habe, solle sich die Haare mit dem Schneiderblut roth färben. Viele Vorstädter thun dies. Darauf fährt er fort: „Wer ein guter Patriot, folgt mir nach. Hacket dem verrätherischen Schneider die Finger ab, und stecket sie in den Mund als Cigarren der Nation!" — „Her die Finger!" schreien viele Vorstädter; „ach, er hat nur zehn!"

Solches begab sich 1815 in Paris.

Napoleon trifft in Paris ein, und die Ordnung ist wie von selbst hergestellt; Jouve huldigt dem Ueberlegenen. — Fouché und Carnot machen dem Kaiser ihren Besuch, letzterer rathet ihm, Frankreich mit liberalen Institutionen zu beschenken, worauf Napoleon jedoch nicht eingeht, und sie verabschiedet, nachdem er Beide zu Ministern ernannt hat. Indem sie abgehen, äußert er: „Der listig-kühne Fouché und der ehrliche Republicaner Carnot sind immer zehnmal besser, als der klug-feige Talleyrand, welcher mit dem Winde schifft und nachher sagt, er hätt' ihn gemacht" ꝛc.

Doch wir werden zu weitläuftig und wollen daher den Rest des Buches kürzer behandeln. Die vierte und fünfte Scene des vierten Aufzuges versetzte uns in's preußische Lager bei Ligny; sie sind treffliche Genrebilder. Die sechste Scene bildet die Schlacht bei Ligny. Im fünften Act, der mit einem Ball in Brüssel beginnt, wird das blutige Urtheil von Waterloo gesprochen. Ueber die Art, wie Napoleon abtritt, haben wir uns schon Eingangs dieses Aufsatzes erklärt, und wollen hier nur noch einige Absonderlichkeiten rügen. Wir rechnen dahin, daß Vitry während der Schlacht bei Ligny einige in Napoleons Nähe in die Erde schlagende Kanonenkugeln ergreift und fortwirft, „weil die Canaillen ricochettiren könnten." Nach der Schlacht bei Waterloo befiehlt der von Bülow's Corps hart verfolgte Graf Lobau, „immer wieder vor, alle Regimenter!" und Bülow als Echo, „immer ihnen entgegen, alle Pommern!"

Lobau. Feuer!

Bülow. Gleichfalls! ꝛc.

Auch ist aus der dritten Scene des vierten Aufzugs zu lernen, wie man ein junges arabisches Pferd binnen einer Viertelstunde so abrichten kann,

daß es weder Kanonendonner, noch andern Schlachtenlärm u. dgl. scheut und fürchtet, und das frömmste Thier von der Welt wird.

Im Allgemeinen zu sprechen, erscheint uns Herrn Grabbe's Werk wie ein Gemälde, das eine Meisterhand zum Theil anlegte und auch da und dort im Einzelnen ausführte, dessen Ueberreste aber eine minder geübte Hand zwar in des Erfinders Manier, aber ohne seinen [Sp. 236] Geist und ohne die hohe ursprüngliche Idee des Ganzen gefaßt zu haben, vollendet hat. Da nun aber vorliegendes Werk auf diese Art nicht entstanden ist, so scheint uns, Herr Grabbe sei sich selbst nicht recht klar, oder wenigstens über die Ausführung seiner Ideen nicht einig mit sich gewesen. —d.

7.

Forum der Journal-Literatur. Eine antikritische Quartalschrift. Herausgegeben von Karl Gutzkow. Berlin, Wilhelm Logier. N°. 5. Berlin am 1sten August 1831. S. 19—20.

Kritische Controle.

Wir besitzen nur zwei kritische Institute, die den Forderungen der Consequenz genügen, das Literaturblatt unter seiner gegenwärtigen Redaktion, und die Berliner Jahrbücher für Kritik. Dort sind es die Kategorien einer eignen kritischen Anschauungsweise, hier meistentheils die Grundsätze eines philosophischen Systems. Unter der Voraussetzung eines größern oder geringern Grades von Autorität für beide eröffne ich diese Rubrik, um das dort oder hier gefällte Urtheil über wichtigere und in meinen Kram passende Erscheinungen der Literatur entweder einfach zu berichten, oder von einer und der andern Seite auszuführen, oder auch wohl zu misbilligen. Daß ich übrigens diese beiden Anstalten zu diesem Zwecke zusammenstelle, dazu vermochte mich nur der oben angeführte Grund, außerdem glaub' ich nach meiner Ansicht eine innre Berechtigung hiezu zu haben, eine äußere ist bekanntlich nicht vorhanden.

[...]

[S. 20] Literaturblatt N° 72.

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen von Grabbe. Frankf. a. M. 1831.

Schon in N°. 73. 74 d. vor. Jahrg. hat Menzel den Grabbeschen Dichtungen fast unbedingtes Lob gespendet[1]. Bei diesem neuen Drama erwartet'

[1] Vgl. Bd. 2, S. 89—100, unter Nr. 20; S. 51—55 dieses Bandes, unter Nr. 12; S. 97—101, unter Nr. 7.

ich darin Besserung, aber es ist dabei geblieben, Grabbe sei genial, und sein Napoleon sei auch genial. Es ist schon anstößig, daß M. über diese Genialität nicht hinauskömmt, er hätte sie entwickeln sollen, nicht durch einfachen Abdruck lobenswerther Stellen. Man kann mit Lessing einen Schmetterling immer auch dann noch schön finden, wenn das Vergrößerungsglas der Kritik hat erkennen lassen, daß die Farben nur Staub sind[1]. Aber ich weiß nicht — mir ist Grabbe nicht einmal ein Schmetterling. Seine Hohenstaufen lassen im Großen und Kleinen unendlich viel zu wünschen übrig, ich wundre mich auch, wie M. das, was er früher einmal von Nienstädt verlangte, von Grabbe nicht fordert; es mangelt den Hohenstaufen durchaus eine treue Schilderung der Zeit, und so manches Andere, was sich noch allenfalls entschuldigen läßt aus der großen Unklarheit, mit der man die dramatischen Seiten dieses Gegenstandes ansieht. Der Napoleon aber ist ein äußerst schwaches Produkt. Die Poesie beschränkt sich auf einige wenige Redensarten, die Weltansicht auf einen thaumastischen[2] Schwindel und die bei Grabbe in Unzahl vorkommenden Gedankenstriche, der Witz kommt selten aus dem Koth der Fläche hervor, und die Hauptschwäche, mit der das Ganze fällt, ist der Mangel alles Plans, die schnöde Verachtung dessen, was man Kunst nennt, ja der Mißgriff der Wahl. Warum sind da Scenen, Akte, warum machen sie ein Drama? wie können dialogisirte Memoiren ein Kunstwerk sein? Darf man in einer Tragödie eine Stelle dulden, wie:

Napoleon.

Graf St. P — le, wer sendet Sie?

soll man dem Genie alles hingeben? und Grabbe ist kein Genie. Ich glaube, M. hat den 2ten Theil der Hohenstaufen noch nicht angezeigt, vielleicht ist er da vorsichtiger. —[3]

---

[1] Im sechsundneunzigsten Stücke der „Hamburgischen Dramaturgie“ vom 1. April 1768 schreibt Lessing: „Ebensowenig wissen diese weise Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachteiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen lassen, daß die Farben desselben nur Staub sind.“ („Werke“, hrsg. von Julius Petersen, T. 5, Berlin [usw.], Bong o. J., S. 390, Z. 29—34.)

[2] Ein, weder im Fremdwörterbuche von Daniel Sanders (Bd. 2. Leipzig 1871, S. 553) noch in anderen belegtes Fremdwort nach dem griech. θαυμαστός, „bewundert“, „wunderbar“, „bewundernswert“.

[3] Zu Gutzkows Kenntnis von Grabbes zweiter Hohenstaufen-Tragödie vergleiche man seinen Aufsatz: „Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen

8.

Das Sonntagsblatt, eine vaterländische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung, aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen, mit populärer Hinweisung auf deutsche Literatur und Zeitgeschichte. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Nicol.[aus] Meyer. Funfzehnter Jahrgang. Minden, 1831, im Verlage bei F. W. H. Müller. ⟨In Commission in der Eßmann'schen Buchhandlung zu Minden. 43stes Stück. Am 23sten October. S. 342—343.

Napoleon oder die hundert Tage, ein Drama von Grabbe, Frankfurt am Main, bei Hermann, 1831.

Der außerordentliche Mann, der eine so große und erschütternde Rolle auf dem Welttheater spielte, ist in Frankreich und England schon lange auf der Bühne erschienen, von großen Theatern bis zum Marionetten- und Guckkastenspiel herab; doch in Deutschland sahen wir ihn noch nicht auf den Brettern, auch vorliegendes geniale Produkt ist nicht darstellbar, denn es umfaßt Schlachten und Volksversammlungen, aber es liefert dem Leser ein lebendiges Gemälde von Napoleons Untergang. Wir sehen in ihm Napoleon als Hauptperson, die liebenswürdige Hortense, Josephine als Schattenriß, Ludwig den Achtzehnten mit seiner Familie; die Preußischen Helden: Blücher, Gneisenau, Bülow; den Geist, der das preußische und den, der das englische Heer beseelte; Wellington in seinem liebenswürdigen Leichtsinn und seiner tapfern Besonnenheit; den kühnen aber wilden Herzog von Braunschweig; den wandelbaren Geist der Pariser; die Emigranten, alles mit wenigen festen Zügen treffend gezeichnet. Das Ganze wäre wohl mit einem Guckkastenspiel zu vergleichen, das rasch und farben-[S. 342b]reich, die größten historischen Momente der jüngst entflohenen Zeit an uns vorüber führt. Darum erscheint es lächerlich, dies Drama nach den Regeln

---

Urtheile" in des ersten Bandes erstem Hefte des „Forums der Journal-Literatur", (Berlin 1831), S. 41—118. Dort heißt es auf S. 46:

„So eben ist mir der zweite Theil der Grabbe'schen Hohenstaufen zugekommen, wo im dritten Akt in der Reichstagsscene der Reichskanzler dem unaufgefordert redenden päpstlichen Nuntius in's Wort fällt, vom Kaiser aber dafür so erinnert wird:

Himmel,
Mein bester Kanzler, lass durch deinen Eifer
[bis]
Verklungen. Unser Widerspruch nur schaffte
Ihm Werth."

gewöhnlicher Theaterstücke beurtheilen zu wollen; der Geist ist in ihm so vorherrschend, daß die Form nicht beachtet werden kann.

Man könnte sagen, das Stück in Jamben ausgeführt, und mehr vom Ausdruck des rohen Lebens entfernt, würde ihm mehr Anspruch auf Classicität geben, aber eben dadurch würde es an Lebendigkeit und Wahrheit verlieren. Die Zeit, die es malt, muß in ihrer natürlichen wahren Gestalt erscheinen, eben weil sie zu neu ist, um in poetischen Duft gehüllt, auftreten zu können.

Napoleon, der Held des Dramas, erscheint hier ganz wie er im Leben war, in seinem raschen Handeln, seinem unerschütterlichen Muth, seinen hochfahrenden Plänen, doch auch Blicke in sein Inneres giebt der Dichter, in den Krater des Vulkans, aus dem diese Flammensäulen emporsteigen. Beim Beginn der Schlacht von Ligny steht Napoleon ruhig mit übereinandergeschlagenen Armen und ruft aus: „Da ist mein Schlachtendonner wieder, in mir wird's still!" Befriedigt war in dem Augenblick der ewig verlangende Kriegsgott in seiner Brust, der ihn nach Aegypten und Moskau getrieben hatte; nur im Schlachtendonner war Napoleon ruhig und beglückt. Ref. möchte wünschen, daß der Dichter neben der Sehnsucht nach Kampf und Schlacht, auch die nach der Unsterblichkeit seines Namens in der Brust seines Helden hervorgehoben hätte, die aus Bourriennes Schriften uns klar geworden ist, und die das Räthsel seines Lebens löst.[1]

Der milde staatskluge Ludwig der Achtzehnte ist auch sehr richtig gezeichnet; neben ihm ragt am meisten die Herzogin von Angouleme in kraftvoller Haltung hervor. Die andern Gestalten des Hofes der Bourbonen sind beklagenswerth erbärmlich, aber der Wahrheit gemäß. Hätte der Verfasser, als er das Stück schrieb, die Katastrophe Karls des Zehnten ahnen können, er würde ihn nicht blos als müden Jäger haben auftreten lassen.

---

[1] Louis Antoine Fauvelet de Bourrienne (1769—1834) hatte während seines Besuches der Kriegsschule zu Brienne Freundschaft mit Napoleon Bonaparte geschlossen, der ihn 1797 zu seinem Sekretär ernannte und den er nach Italien und Ägypten begleitete. Später wandte er sich offen vom Kaiser ab und im April 1814 Talleyrand zu. Seine „Mémoires" erschienen, redigiert von M. de Villemarest, in zehn Bänden 1829—31. Daß darin einige Schwächen des Kaisers aufgedeckt werden, verziehen ihm dessen Bewunderer nie, und nicht ganz ohne Berechtigung beschuldigte man ihn der Undankbarkeit gegen den Freund seiner Jugend. Im Ganzen aber läßt Bourrienne dem Genie Napoleons volle Gerechtigkeit widerfahren, und wenn das Werk auch nicht frei von Fehlern und Irrtümern ist, so bildet es doch eine nutzvolle Geschichtsquelle, ohne die uns manches wesentliche Detail unbekannt geblieben wäre. — Fälschlich zugeschrieben wird ihm die „Histoire de Napoléon Bonaparte, par un homme qui ne l'a pas quitté depuis quinze ans".

Die Darstellung des Balles in Brüssel erinnert lebhaft an Byrons Schlacht von Waterloo[1], und [S. 343] hat Herr Grabbe den Engländer nicht gekannt, so ist ihm eng sein Genius verwandt. Das Gemälde der Schlacht vom deutschen Dichter ist vortrefflich, auch der Laie vermag sich nach ihm eine klare Idee von diesem großen Ereigniß zu machen.

Schade nur, daß die Erscheinung dieser genialen Schöpfung in diese Zeit fällt, wo ein furchtbarerer Zerstörer als Napoleon, ausgezogen von Indiens Prachtstädten, über Moskau nach Europa kam, und unaufhaltsam schon Deutschlands Gränzen überschritt. Ueber ihn, oder über sie, die furchtbare Herrscherin, vergißt man Napoleon und die Erinnerungen an ihn; aber wer die Furcht der Gegenwart, und seine eignen kleinen Sorgen vergessen will, der lasse sich von diesem Buch in die große Vergangenheit führen, und er wird, wie Yorick im Audienzzimmer des Grafen von B. über Shaekespears Buch, Versailles, seinen Paß und den Grafen vergaß[2], wenn auch nur auf Stunden vergessen, daß die asiatische Cholera herannaht.

E.[lise von Hohenhausen[3]]

9.

Mitternachtzeitung für gebildete Stände. Sechster Jahrgang. 1831. [Redigiert von Eduard Brinkmeyer.] Braunschweig und Leipzig: Im Verlags-Comtoir. N°. 198. Braunschweig, am 13. December. S. 790—91.

Preßzeitung.

Napoleon oder die hundert Tage, ein Drama in fünf Aufzügen von Grabbe. — Erst seit der Erscheinung des Faust — Göthes Meisterwerk — dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung; erlangte das Unternehmen unaufführbare Drama zu schreiben, (freilich unter Bedingungen, denen nicht jeder, wie der große Vorgänger, zu genügen vermag) die Sanction der Critik. Es ist für uns und unsern Gegenstand von keiner Bedeutung, daß sich neuerdings Bühnen, an jenes unerreichte Dichtungs-Meteor durch Verstümmlung versündigten, um das heilige Wort von den Brettern herab agiren zu lassen: wir bemerken blos, daß seit jener Zeit zuerst, hie und da Dramen erschienen, die [S. 790b] blos für den Leser bestimmt sein konnten. Zu dieser Cathegorie, gehört auch vorliegendes, »Dramatisirtes

[1] Vgl. „Childe Harold's Pilgrimage", canto III, Str. 18 ff.

[2] Gemeint ist die Begebenheit mit dem Passe in Laurence Sterne's „Sentimental Journey through France and Italy" (vgl. „Works", Vol. 7. London 1795, S. 97 ff., insbes. S. 102.)

[3] Die Auflösung des Signums nach Goed.[2] 13,437, Zu 5.

Zeitgemälde, in fünf Blättern,« wie es eigentlich heißen sollte und müßte, um gerecht gegen sich zu sein. Die Figuren desselben, welche sich, aus einem dunkeln historischen Hintergrund hervorspringend, bewegen, sind sehr sinnreich aus blutigem Jakobinerpöbel, ehr- und habgierigen Emporstreblingen, anmaßenden Emigranten, und eckelhaft albernen Hofleuten gewählt und zu einem bunten pittoresken Bilde zusammengestellt. Wenn auch mitunter wahr, sind sie doch größtentheils sämmtlich ohne Ausnahme schroff, bis an Carricatur streifend gezeichnet. Die ganze Composition spricht aber deutlich nur die eine Tendenz aus, eine glänzende Apotheose von dem Götzen des Dichters, wie so manches noch jetzt unteutscher Germanen ins Leben zu rufen. Dieser Götze, Napoleon, der nur als Consul und Feldherr der Abgott jedes höhern Gemüths war, und den die späteste Geschichte einen großen Geist preisen wird, hätte um uns in dem Bilde seiner letzten Anstrengungen als solcher zu erscheinen, des kleinlichen Kunstgriffs nicht bedurft, als Hauptfigur in einem Gewimmel von Gemeinheit oder Albernheit da zu stehn, welches ihm gleichsam zur Folie erschaffen wurde.

Der klassisch gebildete, und aus der Unglücksschule weise, wenn auch für Franzosen zu weich hervorgegangene Ludwig XVIII., Er, der durch freiwillige Abfassung der Charte den Franzosen die erste rechtmäßige Freiheit schenkte, und wofür sie ihm auf gewohnte Weise vergolten haben, steht an der Spitze der, dem poetischen Götzendienst zu ehren Gemißhandelten. — Er wird lächerlich gemacht, weil er alt und korpulent war!! Bei dem Bilde seiner unglücklichen Nichte, der Herzogin von Angouleme, einer Frau, auf deren zarte Brust, als sie noch kaum dem Kindesfrühling entblüht war, sich schon alle jene Leiden warfen, die immer eine Menschenbrust zermalmen können, hat dem Maler die unsichre Hand gebebt. Er mußte sie in dem Momente schildern, wo sie in der Mitte derer zurückkehrt, welche alle die Ihrigen gemordet hatten, diese im Begriff sah, neue Gewaltthaten vorzubereiten, und ihnen dennoch nicht nur Vergebung sondern auch Vergessen und sogar Vertrauen entgegentragen sollte. Der Dichter wußte mit dem wirklich unleugbaren Muthe dieser Frau, und dem stillen, kalten Ernst ihrer Züge, der den schaulustigen Parisern so sehr mißfiel; nichts recht an-[S. 791a] zufangen. Gut wollte er, böse konnte er sie nicht auftreten lassen, also griff er zu dem einzigen hervorstechenden bekannten Zuge ihres Characters — der Frömmigkeit. Da diese aber unsern neuern Dichtern unter allen Empfindungen die unbekannteste sein mag, so hat sie Herr Grabbe auch hier so gehandhabt, daß wir nicht recht erfahren, ob er mittelst derselben die arme Herzogin zu einer gottergebenen Dulderin, oder einer frömmelnden Heuchlerin stempeln wollte.

(Schluß folgt.)

Preßzeitung.

(Schluß zu N°. 198.)

Am unanständigsten ist in dieser erhabenen Bildergallerie dem Herzoge von Braunschweig mitgespielt. Dieser Held, welcher zu einer Zeit, wo Alles vor dem Welttyrannen kroch, der Einzige war, dessen hochherziges Beispiel, teutschen Rittersinn und Muth zu erwecken geeignet war, und dem schon deshalb Teutschland einen unvergänglichen Eichenkranz weiht: wird hier in dem übrigens nicht werthlosen Geistesprodukt einer teutschen Litteratur, auf das unanständigste, mit rohen Wachstuben-Maniern hingestellt. Seine Gewohnheiten im Felde, wo er mit seinen Kriegern, deren Entbehrungen, und also auch die dürftigen Beschwichtigungen derselben theilte, sind ihm hier zu Gesellschaftsgewohnheiten, der im Braunschweigischen wohlbekannte schwarze Becker, dessen sich sein kriegerischer Fürst, weil er ein kecker Schlaukopf war, wohl zuweilen als Späher gegen den Feind bediente, wird hier zu einer Art vertrauten Gesellschafter umgeschaffen, kurz der Held, dem Herr Grabbe weder den Schnellblick für die Gefahr, noch den Muth in derselben wegdichten konnte, in einem Zusammenhange hingestellt, der gelinde gesagt, seinen Manen zu nahe tritt, und seine Angehörigen, wie seine Verehrer beleidigt. Blücher und Wellington sind die einzigen an denen die poetische Abgötterei etwas Gutes läßt. Obgleich auf der Charakterzeichnung des letztern ein Zug von blutig-grausamer Eitelkeit den dunkelsten Schatten wirft, vermöge welcher der Feldherr mehrere Tausend mit scheinbarer Kälte hinopfert, blos um im Augenblicke der dringendsten Noth erst wie ein Deus ex machina zu erscheinen. Der Menschheit wegen wünschen wir, daß sich in diesem Umstande der Dichter bei dem Historiker zu entschuldigen habe.

Aus blos poetischem Standpunkte erfaßt, ist der erste Akt, die sogenannte Exposition, durch ihre lebendige reiche Regsamkeit, die bunte Farbenmischung und kecke Gruppirung der Figuren, kein unwürdiges Seitenstück zu Wallensteins Lager, wenn auch jedes dieser Bilder von dem eigenthümlichen Geist seiner Zeit beherrscht, dessen Farbe trägt; das erste mithin mehr von innrer Rohheit, als der eines Feldlagers zeugend, auch einen ungebundnern, regellosen Charakter aufweiset. Zu großer poetischer Schönheit ist Napoleons Schlußmonolog des ersten Aktes — so wie alles ihm in den Mund gelegte, [S. 795b] ihn richtig und schön, obwohl immer von dem Maler idealisirt, charakterisirt. — Er ist die einzige wahrhafte Heldenfigur zwischen Zerrbildern unbedeutender Jämmerlichkeit. Warum aber hat der Dichter, der sich so sehr in der Ausmalung und Karrikirung der letztern gefiel, Napoleons Brüder, die kostbaren Herren Joseph und Jerome, übergangen?

wollte er diese Sünder, der ihm so werthen Regierung, nicht als Coriphäen besagter Jämmerlichkeit auftreten lassen, als welche sie, besonders aber der flinkfüßige Joseph sich in jenen 100 Tagen doch so glänzend erwiesen haben? Hätte dieser Joseph seine Pflicht gethan, und die von ihm hinweggelockte Gattin, des korsischen Helden, ein Tröpfchen Römerblut in sich gehabt. — — — Doch der Himmel selbst hat den Fluch, der Schwächlinge trifft, über sie kommen lassen, und so hat sie Herr Grabbe großmüthig mit der Geißel seines Spottes verschonen wollen. X — y.

10.

Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater. III. Jahrgang. N°. 93. Mittwoch, den 18. April. 1832. Unterhaltungsblatt. S. 371. In der Rubrik: Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Aus Westphalen.

In der Literatur ist es bei uns jetzt ziemlich still. Der junge Dichter Grabbe lebt zwar als Staatsdiener bei uns in Detmold, hat aber seit seinem allgemein mit Beifall aufgenommenen Napoleon, nichts dem Publicum übergeben. [... S. 371b ...] E.

11.

Karl Immermann.

In der „Vorrede" zum ersten Bande seiner „Schriften" [1]

Das Wagniß, noch lebende oder jüngst verstorbne Personen in poetische zu verwandeln, bewegte mich so, daß ich damals [1827, bei der Niederschrift des „Trauerspiels in Tyrol"] oft in der Nacht vor Schreck erwachte, und dann die Vorwürfe der Tyroler und der französischen Befehlshaber zu hören meinte. Späterhin ist diese Kühnheit öfter geübt worden, zuletzt von Grabbe in den hundert Tagen auf eine glückliche und wahrhaft genialische Weise.

[1] Düsseldorf, Schaub 1835. S. VI.

12.

Zeitung für die elegante Welt. Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß. [Leipzig.] 142. Freitags den 22. Julius. 1836. S. 565—67 [1]

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.
(Fortsetzung.)

8.

Pfingstmontag

[S. 566a] Dresden und Düsseldorf sind meines Bedünkens die einzigen Puncte, wo sich in Tieck's und Immermann's Bemühen der Plan verrieth, ein künstlerisches Ensemble zu gestalten, das befähigt sei, nach poetischem Verständniß zu spielen und ein classisches Drama in seiner Gesammtwirkung erscheinen zu lassen, was auf dem wiener Burgtheater doch nur auf sehr beschnittenem literarischen Terrain der Fall sein kann. Immermann hat jedoch, wie gesagt, seinen Eifer gekühlt. Er fungirt jetzt wieder als activer Landgerichtsrath, obwohl sein Einfluß auf die Leitung des Schauspiels noch seine fortgesetzte Wirksamkeit äußert [2]. Wie es heißt, geht er jetzt damit um, Grabbe's „hundert Tage" in Scene zu setzen [3]. Daß ein so

---

[1] Wiederabgedruckt: Weibliche und männliche Charaktere. Von F. Gustav Kühne. Th. 1. Leipzig, Engelmann 1838. S. 314 bis 326, die Stelle über Grabbe S. 319.

[2] Immermann hat die Leitung des Düsseldorfer Schauspielhauses beibehalten, bis es am 31. März 1837 mit einer Aufführung von Halms „Griseldis" geschlossen wurde. Seine spätere, auf eine Befreiung vom juristischen Berufe gesetzte Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen.

[3] In der Tat hat sich Immermann mit dem Plane getragen, Grabbes „Napoleon" auf irgend eine Art zur Darstellung zu bringen. Seine „Projektenzettel", so bemerkt der schwarze Domino, also er selbst, in den Düsseldorfer „Maskengesprächen", enthielten „manches seltsame, phantastische, poetische, gewagte Problem verzeichnet", darunter „Grabbes Napoleon, szenenweise, phantasmagorisch-tableauartig behandelt". („Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller." Stuttgart 1840. Bd. 3. S. 10, in dem Beitrage „Düsseldorfer Anfänge".) Welche Vorstellung diesen Worten zu Grunde liegt, ist nicht leicht zu sagen. Werner Deetjen läßt sie in seiner Ausgabe ohne Kommentar. (Vgl. „Immermanns Werke", T. 5. Berlin [usw.], Bong [1911], S. 196 und T. 6, S. 363.) Unter „Tableaus" versteht man wirkungsvoll gruppierte Bilder, namentlich im Schauspiele, unter „Phantasmagorie" die Darstellung von Scheinbildern, z. B. menschlichen Gestalten, mit Hilfe optischer Vorrichtungen. Eine solche konnte ein Hohlspiegel sein, aber auch eine, Laterna magica genannte Zauberlaterne, in der die darzustellenden Gegenstände auf Glas gemalt waren. Diese war im Jahre 1639 von dem Jesuiten Athanasius Kircher erfunden worden; 1644 hatte er die ersten Versuche damit bekannt gemacht. Im Jahre 1775 hatte

großes dramatisches Talent wie Grabbe für die Bühne fast als verloren zu erachten ist, gehört zu den bekla-[S. 566b]genswerthen Belegen, womit das Dilemma zwischen Theater und dramatischer Literatur in Deutschland zu documentiren ist.

[Ferdinand Gustav Kühne.]

13.

Friedrich Hebbel

In seinem Tagebuche [1]

[München,] d. 6 July [1837].

Grabbes Napoleon: Es ist, als ob ein Unterofficier die große Armee commandirte: man hört überall Lärm genug, aber man sieht nicht, man erfährt nur gelegentlich, daß der Lärm auch etwas bedeute. Ich kann die Unmöglichkeit, einen Stoff, der der nächsten Vergangenheit angehört, durch einen großen Dichter gehörig behandelt zu sehen, nicht finden, aber ich finde allerdings, daß ein solcher Stoff nicht in den Schacher der Halben paßt. Die Masse des Publicums sieht bis an die Wolken (weiter freilich nicht) recht gut und läßt sich wohl einen tättowirten Cäsar gefallen, weil sie von Rom Nichts weiß, aber keinen tättowirten Napoleon, weil sie, hauptsächlich, seit er [S. 173] todt ist, fühlt, daß und wie er gelebt hat. Hier

---

Brander, im Jahre 1779 Häseler manche Verbesserungen mit ihr vorgenommen. Eine Beschreibung dieser magischen Laterne findet sich in Johann Heinrich Moritz von Poppe's „Geschichte aller Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Gewerbe, Künste und Wissenschaften" (Stuttgart, Hoffmann 1837), S. 435 in § 427, wo ferner mitgeteilt wird: „Läßt man die Bilder auf eine ausgespannte feine durchsichtige Leinwand oder auf weißes geöltes Papier fallen, vor dessen einer Seite die Laterne, und vor der andern Zuschauer sich befinden, so kann man dadurch sogenannte Geistererscheinungen (Fantasmagorien) darstellen." Die Laterna magica ist später zu Vorführungen belehrender und unterhaltender Art verwendet worden. So ist z. B. in Arnims Roman „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (Berlin 1809) von einem „wunderlichen Glücksritter" die Rede, von dem u. a. erzählt wird: „an unserm Orte förderte er phisikalische Versuche aller Art, insbesondre die sogenannte Fantasmagorie, wodurch in einem dunklen Zimmer allerlei Gegenstände, vermöge einer sehr vollkommnen Zauberlaterne, in überraschender Abwechslung dargestellt wurden". (Bd. 1, S. 171.) Man darf vielleicht annehmen, daß Immermannn etwas Ähnliches vorgeschwebt hat.

[1] Friedrich Hebbel. Tagebücher. Bd. 1. (Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. 2. Abt.) Berlin, Behr 1903. S. 172—73, unter Nr. 780 u. 781.

also heißt es: weck' ihn auf, Poet, wenn du kannst, ihn selbst, den Mann, dessen Worte Schlachten waren und dessen Schlachten W o r t e, oder schweig', bis uns're Enkel fünf Fuß messen; dann magst du sein G e s p e n s t schicken! Uebrigens ist der Grabbesche Napoleon nicht einmal eine Figur; das ganze Stück kommt mir vor, wie ein Schachspiel. —

Ein Drama, welches Napoleon zum Gegenstand hat, muß sich gewissermaßen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich zur Aufgabe setzen, muß ihn durch die Vergangenheit motiviren und die Zukunft durch ihn. Eine ungeheure Aufgabe! Napoleon, als darzustellender Character an sich betrachtet, will nur durch ein Gewitter von Thaten gezeichnet seyn; mit Worten muß der Darsteller so sparsam seyn, daß er ihn kaum befehlen lassen darf.

14.

A l e x a n d r e D u m a s.

Im Gespräche mit Alexander Weill. [1]

Ich las ihm Bruchstücke aus Grabbes Napoleon vor, die ihm als Probe gefielen, aber so wäre weder Bertrand noch Napoleon gewesen, sagte er.

---

[1] Ein Besuch bei Alexander Dumas in Frankfurt. [Unterz.:] A.[lexander] W.[eill]. In: Der Telegraph für Deutschland. Zweiter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe 1838. N° 158, October. S. 1257—59. N° 159. October. S. 1265—68. [Die angeführte Stelle:] S. 1267. — Wann die Zusammenkunft stattgefunden hat, geht aus dem Aufsatz nicht hervor, wohl aber ist der ungefähre Zeitpunkt aus einer Frankfurter Korrespondenz-Nachricht zu erschließen, die in der Nr. 186 der „Zeitung für die elegante Welt" von Sonnabend, den 8. September, S. 704, enthalten ist und die meldet, Dumas befinde sich seit einigen Tagen in der Stadt, um vierzehn Tage zu verweilen und die Gegenden des Taunus zu besuchen. Der französische Schriftsteller hatte seine Reise am 20. August 1838 in Brüssel angetreten; sie führte ihn über Antwerpen, Gent, Brügge, Lüttich, Aachen, Köln, Koblenz und St. Goar nach Frankfurt. (Vgl. seine eigene Schilderung in den „Excursions sur les bords du Rhin", die in drei Teilen 1842 in Brüssel und Leipzig erschienen ist und in der er über seinen Frankfurter Aufenthalt auf den S. 1—26 des dritten Bandes berichtet.) Demnach wird Dumas' Ankunft in der Stadt in die ersten Tage des Septembers, der fragliche Besuch in die Mitte des Monats fallen. Dazu paßt es, daß der Weill'sche Aufsatz bereits in die zweite und dritte von insgesamt siebzehn Oktober-Nummern des „Telegraphen" eingerückt ist.

15.

Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Arnold Ruge und Dr. Theodor Echtermeyer. Zweiter Jahrgang. 1839. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. N°. 77. 30. März. Sp. 615—16. N°. 78. 1. April. Sp. 620—24. N°. 79. 2. April. Sp. 628—32. N°. 80. 3 April. Sp. 638—40.

Die neueste belletristische Litteratur.

[Besprechung von:] Jahrbuch der Litteratur. Erster Jahrgang 1839. Mit H. Heine's Bildniß. Hamburg, 1839. Hoffmann und Campe.

[Sp. 624 . . .] Was nun nach dem Verklingen der Romantik sich geltend zu machen suchte, bewegte sich nachahmend zwischen der historischen Romanform Walter Scott's und der Miniaturmalerei der Tieck'schen Novellenpoesie, wo dann Willibald Alexis sich am gelehrigsten erwies, oder aber verlor sich in den undankbaren Versuch, das Drama der Shakspeare'-schen Kraft wieder näher zu bringen. Aber das Drama vermag nur in der Sonne der Freiheit zu reifen. Immermann und Grabbe mühten sich nach Kräften, aber der mechanische Raupach lief ihnen den Rang ab, weil er so geschickt „für das Theater" zu schreiben wußte.

[. . .]

[Sp. 632 . . .]

Eine gleiche Garantie muß uns ferner die neueste Ausbildung der Lyrik gewähren. Auch hier glüht und sprüht die Nationalkraft in allen Poren, und die Provincialunterschiede streben zu einander. Anastasias Grün, Lenau, Freiligrath, Mosen, Karl Beck, dann die schwäbischen Dichter, was Schlesien angehört und was in Berlin sich hervorgebildet hat, alle streben zu einer markigen Einheit der Gesinnung. Von diesen Talenten wird auch dem Drama seine Regeneration kommen. Der zukünftige Charakter desselben kann nur politisch sein. Die Gluth der Freiheit wird es durchleuchten, und Shakspeare's Kraft wird in Deutschland wiedererstehen, wie sie in Göthe's Götz und Egmont wiedererstand. In Grabbe's „Hundert Tagen" ist der Beginn dazu bereits gemacht. Man wird hier nicht zu zag sein dürfen. Der Kern des wahrhaft Menschlichen sondert sich schon von der rohen und harten Schale der Leidenschaft.

[. . .]

E.[duard] Meyen.

16.

Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Arnold Ruge und Dr. Theodor Echtermeyer. Dritter Jahrgang. 1840. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. No. 43. 19. Februar, Sp. 341—44. No. 44. 20. Februar. Sp. 350—52. No. 45. 21. Februar. Sp. 357—60.

[Besprechung von:] Die Dramatiker der Jetztzeit. Von Ludolf Wienbarg. Erstes Heft. Altona, 1839. Bei Karl Aue.

[Sp. 350 . . .] Shakspeare war ein Geist, der überall, nach allen Seiten sich wendend die organische Entwicklung des menschlichen Wesens zu ergründen trachtete, und wo er eine solche Seite ergriff mit der größten Tiefe des Denkens und der reichsten Fülle der Phantasie als organische Totalität poetisch reproducirte. Jede seiner Tragödieen enthält eine Fülle von Gestalten, die [Sp. 351] aufs Schärfste sich ergänzen, und in ihrer Gesammtheit eine Welt der Wahrheit darstellen, worin die Wirklichkeit als Erscheinung des Absoluten sich offenbart. Dieses tiefste Interesse und diese Kraft hat unsere dramatische Poesie noch zu erstreben, und sie muß deshalb mit derselben Energie der Geschichte sich zuwenden, wie Shakspeare dies gethan. Wie wirksam nun die Darstellung der neueren Geschichte werden könne, das beweisen uns zur Genüge die Versuche, welche die jüngsten Dramatiker auf diesem Gebiete angestellt. Immermann's Hofer, Grabbe's Napoleon und Michael Beer's Struensee enthalten, wie unvollkommen sie auch als Ganze sind, Momente und Situationen, die uns aufs Tiefste ergreifen und eine ganz neue Aussicht für die Behandlung der politischen Leidenschaften eröffnen. Und nun ist immer noch der Stoff übrig, welchen die französische Revolution darbietet mit der Heldengestalt eines Mirabeau, mit dem sanften Dulder für das Königthum, dem unglücklichen Ludwig XVI., der heldenmüthigen Marie Antoinette, und Alles dies auf dem Hintergrunde der wilden tobenden Volkselemente. Die Revolutionsscenen in Grabbe's Napoleon und in dem wilden Product Georg Büchner's, „Danton's Tod," lassen uns schon jetzt einen tiefen Blick in diese Region thun.

[. . .]

17.

Friedrich Hebbel.

In seinem Tagebuche[1].

[Wien,] d. 8 Nov. [1853.]

Er schießt, bis sie (die Kanonen) springen! *(Grabbe*, Hund[ert]. Tage [)]

[...S. 454]

Alle diese Momente habe ich, zum Theil gegen die Dichter selbst, als wahrhaft geniale, unter dem Uebrigen blendend, wie der goldene Finger im Mährchen, hervor leuchtende, herausgehoben, ohne durch meine begeisterte Anerkennung die gewöhnliche Freude zu erregen. Später erfuhr ich dann, daß sie sämmtlich entlehnt waren, entweder der Geschichte und dem Leben, [...]

18.

Karl Gutzkow.

In dem Werke: „Rückblicke auf mein Leben“[2]

Noch existirte damals nicht bei mir die Cigarre für einen sorgloseren Blick auf das Stundenglas Saturns. Die Lockung des nicotinischen Krauts war an den Primaner zu früh ergangen. Der Rest blieb damals — Schweigen. Vierzig Jahre konnten den Schauder der Nachwirkung nicht überwinden. Doch die Feder war zur Hand und manches in rascher Auswahl aus meiner schon ansehnlichen Bibliothek mitgenommene Buch lag im Felleisen. Da gab es einige Theile Shakspeare, gab es Grabbe's eben erschienenes Drama „Napoleon“ und Karl Rosenkranz' „Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter“, Bücher, wie ich sie mir zu kaufen pflegte, weil sie die Neuheiten des Tages waren. [...] Von Grabbe kaufte ich schon als Primaner jedes neuerschienene Werk, ohne davon die volle Befriedigung zu haben. Im „Napo-

---

[1] Friedrich Hebbel. Tagebücher. Bd. 3. (Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. 2. Abt.) Berlin, Behr 1903. S. 453—54, unter Nr. 5207.

[2] Rückblicke auf mein Leben. [1829—1849.] Berlin, Hofmann & Co. 1875. S. 42—44. — Wiederholt: Ausgewählte Werke in zwölf Bänden. Hrsg. von Heinrich Hubert Houben. Leipzig, Hesse [1908], Bd. 11, S. 52—54. — Gutzkow hat sich als ein Zwanzigjähriger im November des Jahres 1831 auf die Wanderung von Berlin nach Stuttgart begeben, wo er bei Wolfgang Menzel seine schriftstellerische Lehrzeit fortzusetzen gedenkt. In einem kleinen Orte namens Raßdorf muß er, der Cholera wegen, in Quarantäne liegen. Mit anderen Kontumazverpflichteten wird er in ein Bauerhaus gesperrt, doch glückt es ihm, eine Kammer zu erobern, die ihm allein zu bleiben gestattet.

leon“ empörte mich der französische Standpunkt. Vergötterung diesem Tyrannen! Gleichstellung mit Männern wie Cromwell, Karl dem Großen, Hannibal! Monologe mit ständiger Armverschränkung wie Wallenstein! Eine Titanenmaske —! Es war mir zuviel. Ich hielt Napoleon und halte ihn noch für das Produkt der Umstände. Diese tragische Glorie, die damals bei Heinrich Heine aufgekommen war, die dann von Franz von Gaudy[1], Zedlitz[2] u. A. erweitert wurde, ja das förmliche Androhen eines Wiedererwachens der „alten Garde“ — das, was daran erhaben sein sollte, erschütterte mich nicht. Mir war Napoleon nur der Corse, der Tyrann, der Deutschland mit Füßen getreten. Alle großen Phrasen, womit seine Gestalt, sein grüner Leibrock, seine weißen Lederhosen, sein Dreimaster, die hohen Stulpstiefel umgeben zu werden anfingen, trennten den, der dergleichen aussprach, von meiner Mitempfindung. Grabbe hatte sogar die Begeisterung der jungen Freiwilligen von 1813 mit Spott eingeführt! Er machte einen Berliner, der Mir und Mich verwechselt, zum Träger der deutschen Erhebung, während seine Franzosen immer les braves, die Löwen heißen, die alten Invaliden von Marengo und Wagram, beinahe höhere Wesen. Den übrigen Inhalt des auch ohne alle Wirkung vorübergegangenen Buches, das Renommistische darin, die Narrheit, in einem Drama eine Schlacht vorzuführen, wo General Lobau hier commandirt: „Schießt!“ und Blücher drüben antwortet: „Gleichfalls!“ — dergleichen bewundert noch der jugendliche Sinn und nimmt das Trivale für genial. Doch konnte mir auch schon damals der Mangel an einem wohlthuenden Gesammteindruck des Stückes, das Ergebniß einer einfach nur in Dialog übersetzten Handlungs- und Begebenheits-Anhäufung und eines völligen Mangels an individueller, aus dem Willen entwickelter Intriguenführung nicht entgehen.

---

[1] Dessen „Kaiserlieder“ sind 1835 bei Brockhaus in Leipzig erschienen.

[2] Joseph Christian Freiherr von Zedlitz-Nimmersatt feiert in seinen „Todtenkränzen“ (Wien, bei J. B. Wallishauser 1828) gelegentlich auch Napoleon, indem er sich vom Geiste der Gleichgültigkeit an dessen Grab auf St. Helena führen läßt. Ausdruck seiner Begeisterung für den Kaiser der Franzosen ist ferner die „Nächtliche Heerschau“, zuerst im „Taschenbuche für Damen“ auf das Jahr 1829, in mehrere lebende Sprachen übersetzt und wiederholt parodiert.

VIII.

Don Juan und Faust, Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich der Sechste und Napoleon oder die hundert Tage

1.

The Foreign Quarterly Review. Vol. VIII. Published in July and October, M.DCCC. XXXI. London: Treuttel and Würtz, and Richter, 30, Soho Square: Black, Young, and Young, Tavistock Street. 1831. (N°. XVI.) S. 503—08.

Art. XIII.—1. *Don Juan und Faust eine Tragödie* von Grabbe. (D. Juan and Faustus, a Tragedy by Grabbe.) Frankfurt am Main. 1829. 8vo.

2. *Die Hohenstauffen, ein Cyclus von Tragödien* von Grabbe, *Erster Band; Kaiser Friedrich Barbarossa.* (The Hohenstauffen, a Cycle of Tragedies by Grabbe, 1st. vol. The Emperor Frederic Barbarossa.) Frankfort am Main. 1829. 8vo.

3. *Die Hohenstauffen, ein Cyclus von Tragödien,* von Grabbe, *Zweiter Band; Kaiser Heinrich der Sechste.* (The Emperor, Henry VI. 2d vol.) Frankfort am Main. 1830. 8vo.

4. *Napoleon, oder die Hundert Tage, ein Drama in fünf Aufzügen,* von Grabbe. (Napoleon, or the Hundred Days, a Drama in 5 Acts.) Frankfort am Main. 1831. 8vo.

In the fifth number of this journal (p. 319) the first of this author's productions, the *Dramatische Dichtungen,* was noticed [1], principally with reference to the new canons of dramatic criticism which he seemed disposed to set up, and we then dwelt somewhat briefly on the merits and demerits of the historical tragedy and satyrical comedy which these volumes contained, and the promises of future excellence which they displayed. The distinguishing quality which the author exhibited in that work was one which will atone for the want of many others, and without which, in our eyes, every other attribute has little value, namely, power; but it was power unregulated by judgmet or taste—it was the strength of a posture-master, not of a Hercules.

In his three next works, written after a considerable lapse of time, (as the *Dramatic Poems* were composed some years prior to their publication,)

[1] Siehe Bd. 1, S. 87—90, unter Nr. 14.

Grabbe has soared a much higher flight, although even these still betray some coarseness in execution, if not in conception. But their faults are redeemed by great and lofty merits; in *Don Juan* by exuberant fancy and metaphysical truth; in the *Hohenstauffen plays* by a faithful and vigorous portraiture of the feelings and manners of past ages and of mighty men; in both by much true dramatic poetry.

Grabbe has already become so popular in his own country, and seems likely to be so prolific a writer, that we think ourselves justified in tracing his progress, and will with that view say a few words respecting each of the productions enumerated at the head of this article, and give some specimens of his style and talent from the tragedy of *Frederic Barbarossa*, which is decidedly our favourite.

After the publication of his *Dramatische Dichtungen*, which we have already noticed, our dramatist did not immediately enter upon his appropriate career. That work was followed, in 1829, by *Don Juan und Faust*, a strange and wild, but highly poetical attempt to „melt together" in the phraseology of one of his German panegyrists, the „two *Mythuses* of the Northern and the Southern Faustuses:" or, in plain English, to contrast the speculative, self-consuming, philosophizing, temper of the North, with the reckless sensual enjoyment of the South; the thirst for knowledge with the thirst for pleasure, both alike insatiate [S. 504] and unregulated, both alike leading to guilt, and brought into strong opposition by being woven into one story. In this piece Grabbe first displayed the idealizing spirit of poetry. But it is as a National Historic Dramatist that he excels, and as such we now proceed to consider him.

Grabbe has projected a cycle of eight tragedies upon the achievements, the struggles and the fate of the Hohenstauffen race, who, we need hardly remind our readers, were at least among the greatest of German emperors, and reigned during a most eventful period of German history. * Of the tragedies devoted to the honour of this splendid family, Frederic Barbarossa is the first, and of it we are now to speak. Our author has selected for its subject not the most brilliant, but the most touching period of that emperor's life—his quarrel with his highly favoured friend and cousin, Henry the Lion of Brunswick, Duke of Saxony and Bavaria, including one of his wars with the Pope and the Lombards. The impetuous emotions of the Italians are well painted, and contrasted with the rude and honest simplicity of the

* We may refer such readers, as are unacquainted with German History, to a review of Raumer's History of the Hohenstauffens, in No. VI. of this work, for a short sketch of that dynasty.

Germans, as are the lofty regal views and sentiments of the emperor, with the ambition of the vassal too powerful to brook a suzerain. Grabbe has not yet acquired a sufficiently extensive reputation to justify a detailed analysis of this piece, and it is difficult otherwise to do justice to a tragedy, the chief merit of which lies in the dramatic form given to history, and the gradual development and uniform support of historic characters, rather than in scenes or passages of peculiar pathos, passion, or poetry; but we shall endeavour to afford some idea of the author's peculiar talent by extracts from scenes and speeches illustrative of the characters and feelings of the attached but rival kinsmen. Henry has accompanied Frederic into Italy to assist in quelling a revolt of the Milanese; and a soliloquy upon his own power and separate interests, upon the possible evils to himself of aiding to exalt the emperor yet higher, thus concludes.

„Woe's me! I shudder, for mine adversary
Is of mankind the noblest. Brighter far
Than all the jewels in his diadem,
Shine round his brow strength, magnanimity,
And fascination. When I look on him,
High throbs my heart, and to receive him opens
Wide as triumphal arch. And his 'gainst mine
Has beat as warmly! Voice of friendship, sound!
Sound, till thine accents overpower the clamour
With which the Baltic and the Northern Ocean,
Across our German valleys and the Alps
Echoing, recalls the Duke of Saxony
To his own Northern realm."

In the next scene the princes of the empire ar summoned by name to attend the emperor's person; — when the Lion is called, he answers,

[S. 505] „With all his warriors he is here!

Frederic.

With pride and power beyond all earthly kings
The bosom of the German emperor
Must swell, beholding men like these around him. —
Who can subdue them?

Henry the Lion.

Emperor — mine emperor —
Saxony thou hast given me and Bavaria —
I thank thee for them — yet I fear — thou hast,
I fear, made me too great!

Frederic.

Too great? My Henry,
I cannot understand thee, and I will not!
Yet hear me — for the Hohenstauffen nought
Can be too great, and least of all his friend.

Prince Henry.

Lord Duke, if thus your greatness burthen you,
Fear it yourself! To us it seems but little.

Frederic.

My son, what words from lips of seventeen?"

The revolted Milanese are legally summoned before the princes of the empire assembled at Roncaglia, and not appearing, the emperor pronounces them under the ban of the empire, which means that their lives and property are forfeited, and marches against them. Upon the way the Lion determines to leave his liege lord, and we translate part of Grabbe's version of one of the most memorable. scenes in his hero's life. The emperor is arming for battle, when his tender empress, Beatrice of Burgundy, exclaims,

„How proud, and how majestic he stands there!
This earth boasts but a single Hohenstauffen!"

He expresses his longing for the companionship of the Lion, and on his entrance receives him with the words—

„Come, Henry, to mine arms!

Henry, *(rushing into his arms.)*

Oh I am giddy! Beat hearts, beat once more,
And for the last time, beat against each other!
Oh that ye now were crushed! Such death were blessed.

* * *

Emperor, I follow thee no more!

Frederic.

No more?

* * *

How? Dream I? Or does phrenzy through my brain
Drive horrid images? Thou leave me? Now?
When foes unnumbered torrent-like pour round me?

Henry.

By thine own fault.

Frederic.

Henry, thou dost but jest!
Germany's fame, the emperor's honour, all
The labour of my life is now at stake.
Pray thee be serious!

Henry.

I am too much so.
Go home with me! — This paltry Lombardy,
What matters it? In Germany itself
Resides the strength of Germany.

Frederic.

So little
[S. 506] Know'st thou the Hohenstauffen's object, Welf? *

Henry.

Hah! Welf? That name how seasonably heard!

Frederic.

What's Lombardy? I, as the mightiest
Of Europe's sovereigns, am Europe's champion —
'Gainst Roman usurpation I wage war.
And if the Pope raise Lombardy, a bulwark
To guard the Vatican, I must destroy
That bulwark ere I grapple with himself.
Should millions, in this strife for liberty,
Perish, they cannot better fall — and I —
Already see the phoenix from their ashes
That shall in giant strength arise, mankind
To dazzle with his pinions' brilliancy.

Henry.

I hear! 'Tis best we part.

* *
*

Frederic.

Fall from the heavens, ye suns! Melt, Alps, like snows
In spring time! Tremble, earth! Vanish in smoke,
Ye rocks! for German truth this day expires!

Henry.

Ever with Lion-truth dwells Lion-fury,
And fury, when it rages, knows nor truth,
Nor shackles; crushing all to dust.

* *
*

Frederic.

This world has nought I would not sacrifice
Here to detain thee — see, the emperor
Falls at thy feet, and with dimmed eye implores
Thou would'st not, in this hour of need, desert him!

Henry.

Horrible! Up! Up! Up!

Jordanus Truchsess.

Duke, soon the crown,
Now humbled at thy feet, shall grace thy brow!

Albert of Roden.

Truchsess, I tremble lest its weight, destroy him!

---

* Welf and Waiblingen are the original German form of the Italianized Guelph and Ghibelin.

Henry.

How pride and anguish in my bosom storm! —
Here, all the injuries the Welfs e'er suffered
Lie expiated! — I pray thee, emperor, rise;
Thou humblest thee in vain — thou grievest me —
Yet mightest thou have known I'm resolute,
And not th' impending downfall of the world
Can alter my resolve.

Beatrice.

My lord an husband, —
Pardon my faltering accents — rise thou up!
God will afford thee aid, when in the name
Of this day thou implor'st it.

Frederic.

Say'st thou so,
Gentle one? And with scalding tears of wrath?
They kindle me, and as the lightning's flash
I rise in tempest — Soldiers, seize on Brunswick!

Henry.

Woe to the man who touches him! He's armed,
And thousands wait upon his call — Here, Welf!

Frederic.

Here, Waiblingen!"

These war cries bring in the followers of both, when Beatrice prevents a battle by urging the German emperor and duke not to destroy each other for the amusement of the Lombards — Frederic observes,

[S. 507] „I've ever thought that with high tenderness
Must dwell true wisdom — Thou'rt i'the right, Burgundian."

And so the kinsmen part.

The desertion of the Duke of Saxony and Bavaria occasions the loss of the battle, and the emperor makes peace with the Pope and the Lombards, that he may return to Germany, and put down his too powerful and disobedient vassal. The duke does not appear at the diet, to which he is duly summoned in legal form, whereupon the ban of the empire is pronounced against him, his duchies and hereditary dominions are divided among other princes, and the emperor leads an army to execute the sentence. In the battle the rivals long avoid each other; but when the Lion has killed most of the princes who had attended the emperor, the latter says,

„Only the single combat of the chiefs
Can end this battle — Hah! The Lion's traces!
Dead lie here Mainz, there Austria, here Poland,
And there Bohemia, painted with their blood,

Shattered their kingly diadems — I'm nigh
The Lion's lair! — He's here! — Oh, Henry, Lion!
How we have loved each other!

* *
*

Henry.

Oh, Frederic, Frederic, my blood is nothing!
Scratch me with but the poorest steel, it flows —
See'st thou this tear — From that deep source it gushes
Which eye beholds not — and for thee it flows,
Flows to the memory of happier days!"

Their amicable effusions are interrupted by cries from behind the scenes of,

„Here, Welf! Here, Waiblingen!

Henry.

Mark'st thou those cries?
Call me not enemy, for in those voices
Destiny rolls her thunders over us."

They then fight; the emperor conquers, and permits the duke to leave Germany secure from persecution.

These extracts may serve to illustrate the faults as well as the talent of Grabbe, for we think every reader of German history will agree with us that the poet has sacrificed much of the real pathos which the stern Barbarossa's tenderness for Henry sheds over the tale of their contests, to a desire of dramatic effects, and of grouping together distant events, in order to avoid extending his tragedy over a great number of years, a sin which he bitterly censures in Shakspeare [1].

Henry the Sixth is equally good with Frederic Barbarossa, and the Germans, Normans and Italians are well contrasted. But the play is less pleasing, inasmuch as Henry's character is cold, and destitute of the heroism that elevates his father's. His disposition is, we think, happily intimated in the few words he utters in one of the preceding extracts. We observe with satisfaction that in these three pieces Grabbe's anxiety to avoid the cloying sweetness of the uniform iambic measure, — which in his *Gothland* produced intolerable hardnesses, and lines of all [S. 508] lengths, and, we will not say of all metres, but so completely trochaic as, appearing suddenly in blank verse, to perplex the reader and wound the ear, — has gradually softened down, till it no longer exceeds the limits of an agreeable variety. The obscenity, intimated by the blanks in *Gothland,* is here likewise discar-

[1] Vgl. seine Kritik des „Wintermärchens" in der „Shakspearo-Manie". („Werke", hrsg. von Wukadinović, T. 5, S. 40, Z. 17—24.)

ded, perhaps from the author's finding that its necessary omission weakened the dialogue.

Our impression is, that had we opened Grabbe's first or last work before the others we should not have read a second; this applies more strongly to his *Napoleon* than to the *Duke of Gothland,* which, amidst enormous faults, bears marks of talent and power, whilst *Napoleon* appears to us devoid of both, and resembles rather the letter-press for a shewy *spectacle,* such as was presented last season on the London stage, than a work of art. A faithful portrait of French mobs, of French and Prussian camps, and a caricature of the French court, it may perhaps offer us; but even these are trite and bald. There is no ideal colouring, no imaginative effluence breathed over the vulgar common-place of real life, whether high or low. The drama ends with the battle of Waterloo, of which Napoleon and Blucher are the heroes, the Duke of Wellington being evidently not so fortunate as to enjoy our author's good grace or admiration. The piece is in prose, and presents a few of the suspicious blanks of *Gothland.* We could fancy that *The Hundred Days* had been written in hours of *dyspepsia;* else the crude daub would sadly shake the hopes we had conceived, from Grabbe's progressive improvement, that the remainder of the Hohenstauffen Cycle would entitle him to rank high as a dramatist, and to claim at our hands a more elaborate review. We will not actually resign these hopes, but he must exert himself strenuously to efface the heavy recollection of his *Napoleon,* if he wishes to establish his reputation in this more critical country, as well as in indulgent Germany.

2.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Erster Band, Februar bis Juni 1832. (Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.) Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn. No. 3. Berlin, Montag den 6. Februar. S. 11—12. [Die angeführte Stelle:] S. 12[b].

Deutsche Literatur im Auslande.

Briefe eines Verstorbenen — Schillers's Geisterseher — Raupach's Tochter der Luft — Reineke Fuchs — Grabbe's Trauerspiele — Nouvelle Revue Germanique — Depping — Dr. Julius Gefängnißkunde.

(Schluß.)

[...]

Grabbe's poetische Productionen, denen die F. Q. Review schon einmal einen Artikel gewidmet hat [1], erhalten das Lob, daß ihre Fehler durch

[1] Bd. 1, S. 87—90, unter Nr. 14.

große Verdienste aufgewogen werden, im Don Juan durch ausschweifende Phantasie und metaphysische Wahrheit, in den Hohenstaufen durch eine treue Darstellung der Empfindungen und Sitten vergangener Jahrhunderte und gewaltiger Menschen. Es werden darauf weitläuftige Auszüge der Stücke selbst, mit Uebersetzung der gelungensten Stellen, gegeben. „Hätten wir aber", fährt der Kritiker fort, „sein letztes Stück (Napoleon oder die hundert Tage) zuerst aufgeschlagen, so würden wir nicht weiter gelesen haben. Nicht ein Hauch idealer Färbung belebt diese Gemeinplätze des wirklichen Lebens; es scheint, als ob dies Stück in den Stunden schlechter Verdauung geschrieben sey. Diese grobe Sudelei erschüttert unsere Hoffnungen von Grabbe's fortschreitender Ausbildung, welche uns glauben machte, daß die noch übrigen Trauerspiele des Hohenstaufen-Cyklus ihn zum Rang eines bedeutenden Dramatikers erheben und uns zu einer gründlicheren Kritik veranlassen würden. Wir können diese Hoffnung noch nicht ganz fahren lassen; aber er muß sich sehr zusammennehmen, um den Eindruck seines Napoleon zu verwischen, wenn er anders seinen Ruf in unserem kritischen Lande eben so begründen will, wie in dem nachsichtigen Deutschland."

[...]

Die Erlaubnis, zwei ungedruckte Stellen in Briefen Immermanns, auf die Herr Dr. Manfred Windfuhr in Marburg aufmerksam gemacht hatte, zu verwerten, ist der Grabbe-Gesellschaft durch die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, freundlich erteilt worden.

Die Société des Amis de la Bibliothèque Nationale et des Grandes Bibliothèques de France in Paris darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, nach langwierigem Suchen den Herausgeber in den Stand gesetzt zu haben, den auf S. 115 vorkommenden Ausspruch Napoleons über das fünfte Element nach Wortlaut, Gelegenheit und Quelle zu belegen. Um diesen Nachweis haben sich ferner, dank der freundlichen Vermittelung des Herrn Albert Fuchs, Professors an der Universität Straßburg, die Herren Marcel Dunan, Membre de d'Académie des Sciences morales et politiques, A. Fugier von der Universität Lyon und Reinhard von der Sorbonne bemüht. Sie alle stimmen in der Deutung des „fünften Elementes" mit dem Zitate überein, das dem polnischen Werke entnommen ist.

Durch Auskünfte ist diese Veröffentlichung von seiten der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart und des Magistrats der Stadt Wien (Magistratsabteilung 67 — Archiv) gefördert worden.

Allen den genannten Herren und Instituten spricht der Herausgeber, zugleich im Namen der Grabbe-Gesellschaft, auch an dieser Stelle seinen Dank aus.

Dieses Buch ist im Auftrage der Grabbe-Gesellschaft von der Buchdruckwerkstätte Tölle & Co. in Detmold 1961 in einer Auflage von 300 Exemplaren hergestellt worden und wird den Mitgliedern als XI. Jahresgabe 1959/1960 überreicht. — Nachdruck verboten.